

# NOBELBAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 45.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 1. December 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

## Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von grauem Taffet mit schürzenartiger Garnitur aus schwarzem schmalen Sammetband und Knöpfen gebildet. Diefelbe Garnitur befindet sich am Rand des Schooßes, der Ärmel und vorn auf dem glatten Leibchen als lakartige Verzierung. Mantel von blau und schwarzem Tuch (drap mouzaya). Dieser oben anschließende, nach unten sehr weite Mantel fällt in reichen Falten auf das Kleid und ist mit einer großen, hinten spizen Pelerine versehen, deren vordere lange Enden die Ärmel vorstellen und ersetzen. Eine schmale blauwollene Borte ringum und Quasten sind die einzige Verzierung dieses Mantels. Der Hut ist von filzgraumem gezogenem Taffet, mit Sammetstreifen derselben Farbe garnirt. An einer Seite desselben ein Touffe von Spitzen, im

Innern des Schirms Tüllrüschen, über die Stirn ein Bandeau von Sammet und an einer Seite Weinranken.

Figur 2. Robe von Phantasiefstoff. Das Leibchen mit langem Schooß ist vorn durch Brandenburgs von Posamentirarbeit verziert; die Ärmel haben eine entsprechende Garnitur. Mantel „Caïd“; ein einfacher Burnous mit Capuchon, welches bis zur Schulternah geht. Die Farbe des Mantels ist dunkelbraun, die Einfassung desselben besteht aus gleichfarbiger Borte, und sein einziger Schmuck aus großen Quasten, welche am Capuchon und vorn auf der Brust angebracht sind. Der Hut ist von rothem Sammet, am Rande der Passe mit 3 Sammetrollen verziert. Eine gekräuselte Feder fällt auf das Bavolet. Im Innern der Passe eine große rothe Georgine inmitten von Tüll- oder Blondenrüschen.

Figur 3. Robe von steingrauem Cashmir mit glattem Rock, und Taille ohne Schooß mit Gürtel. Mantel à la Hon-

grois, in Gestalt einer langen Basquine. Die Ärmel sind bis oben hin aufgeschliff, und das Ganze ist mit einer breiten quimpenartigen Borte in Carreaumuster verziert, welche sich in großen Trobbeln endigt. Diefelbe Guimpe ist leiterartig an den vorderen Seiten des Mantels und der Ärmel aufgesetzt. Hut von grünem Seidenpique ohne Ausputz, nur im Innern der Passe Sammetblumen und Sammetblätter.

Figur 4. Robe von feinem Wollensstoff mit Atlasstreifen. Besatz à tablier von karrirem Seidenstoff, zu beiden Seiten mit Reihen großer Posamentirknöpfe verziert, welche auch die Garnitur des glatten hohen Leibchens bilden. Mantel „Pultava“ von dunkelbraunem Plüsch, halb anliegend mit weiten Ärmeln, deren Zipfel mit Quasten reich verziert sind.

Hut von weißem Atlas mit einem Fanchon von Spitzen, im Innern des Schirmes Granatblüthen.

[2620]



# Die Chrysaliden

## oder das vierblättrige Kleeblatt.

Lustspiel in drei Acten

nach  
Francis Wey.

(Schluß.)

### Dritter Act.

(Derselbe Saal wie in den zwei ersten Acten. Das Theater ist verschwunden und das Zimmer wieder ein Atelier geworden. Ein sehr großes Bild zur Linken, welches fast die Wand bedeckt; eine Staffelei, Malergerüste an der Mauer des Hintergrundes zc.)

#### Erste Scene.

Garrick. Lady Thornhill.

Garrick. Eure Tochter hätte die Geschenke mit dem wärmsten Dank empfangen, doch der Stolz ihres Gatten weigerte sich, Wohlthaten von einer Familie anzunehmen, die ihn verläugnet; wenigstens so lange Mr. Thornhill sich nicht erweichen läßt.

Lady Thornhill. Ach, Herr Garrick, wir werden ihn nie, nie erweichen! Seit den vier Monaten, die ich getrennt von meinem Kinde lebe, habe ich jeden Tag stehend und weinend vor Sir James auf den Knien gelegen! Aber — er hat mir verboten, den Namen seiner Tochter auszusprechen, von ihr zu reden; er will sie aus seinem Gedächtniß verbannen; er hat Alles entfernt, was in seiner Umgebung an sie erinnern könnte.

Garrick. Kann er so sein eignes Herz foltern und verläugnen?

Lady Thornhill. Sie pflegte Blumen; er hat sie ausreißen lassen! Ihr Zimmer, worin ich zuweilen mich einschloß, um in der geliebten Umgebung zu weinen, hat er aller Meubles entkleiden lassen; ihr Bett, ihr hübsches weißes Bett, worin ich jeden Abend ihr einen Kuß zur guten Nacht auf die Stirn drückte, ließ er wegnehmen. — O, wie ist das liebe trauliche Stübchen so leer und öde geworden! Es ist, als hätte der Tod seinen Durchzug gehalten! Ach, Herr Garrick, Gott straft mich allzu hart — ich erliege diesem Gram! . . .

Garrick. Wie kann Sir James so grausam sein . . .

Lady Thornhill. Ich vermochte weder seinen Zorn, noch seine Leiden zu mildern. Sein Haus ist ihm verhaßt. Anfangs versuchte er durch veränderte Lebensweise die Vergangenheit zu vergeffen; er ließ die Möbel an andere Stellen rücken, wohnte in andern, sonst unbenutzten Zimmern . . . aber konnte er die Luft bannen, die sie im väterlichen Hause neben ihm geathmet? Konnte er die unsichtbare, und doch so mächtige Spur verwischen, welche die Berührung der Kindeshand auf allen Gegenständen zurückgelassen? Ach, bester Herr Garrick, sprecht mit mir von meiner Tochter . . . Sie lebt in Armut. — Nicht? . . .

Garrick. Sie liebt ihren Gatten; Hogarth arbeitet mit Anstrengung und Eifer. — Und, schmecht nicht auch das schwarze Brod sich, wenn es von der Hand der Liebe gereicht wird?

Lady Thornhill. Die lieben, herzigen Kinder! Nicht wahr, Herr Garrick, Ihr seid oft bei ihnen? Ach, ich möchte jeden Tag zu ihnen laufen, wenn ich's nur unbemerkt könnte.

Garrick. Hogarth giebt es nicht zu. Wir bedürfen jetzt Muth und Festigkeit, sagte er. Wenn Jane alle Tage eine Stunde in den Armen ihrer Mutter weinen darf, so findet sie ihr Loos schwerer und die Mutter gewinnt dadurch nichts als Verstärkung ihrer Selbstvorwürfe. Ich hätte eine verzweifelte unglückliche Frau, und müßte am Ende selbst in Trübsinn verfallen. Da Melancholie die Mutter der Trägheit ist, würde ich nicht mehr arbeiten mögen, und bald wären wir ohne Brod. Ich finde diese Anstalten Hogarth's sehr klug, und unterstütze die Leuten fleißig mit Hoffnung und mit spanischem Wein. Unserer Handlung geschieht dadurch ein Dienst, wenn die Proben verbraucht werden.

Lady Thornhill. Wie traurig ist es, daß Hogarth kein Talent hat, das meinem Gatten zusagt!

Garrick. Mylady, hätte Hogarth kein Talent gehabt, so würde Sir James ihm ohne Mühe welches beigebracht haben. Denn nur solchen kann Talent eingepflanzt werden, welche gar nichts davon besitzen . . . Ueberhaupt glaubt mir, wäre Hogarth ganz talentlos, würde der Hofmaler des Königs nachsichtiger sein!

Lady Thornhill. Ihr irrt Euch — gewiß!

Garrick. Ich täusche mich nicht in solchen Dingen, habe Erfahrung darin . . . Ich spielte noch kürzlich auf dem Theatervorhang zu Ipswich Comödie, und werde jetzt in Drury Lane debütiren — Ich weiß in der Werkstatt menschlicher Gefühle und Gedanken mehr Bescheid, als Ihr vielleicht glaubt, Mylady. — Uebrigens hat William Hogarth jetzt einen Kupferstich veröffentlicht, dessen sämtliche Abzüge in wenigen Stunden vergriffen sind. Er hat ihn Euch geschickt, und ich wüßte nicht, was Sir James . . .

Lady Thornhill. Er liebt der Originalität des Künstlers Gerechtigkeit widerfahren, und wünschte seinen Namen zu wissen . . . „Es soll ein junger Mann sein,“ gab ich zur Antwort. — „Er fängt gut an!“ erwiderte er — und dann, als ich Hogarth erwähnte, enthielt er sich jeder Bemerkung, aber ich sah es ihm an, daß die Sache ihm im Kopf herumging. Nach dem Mittagessen nahm Sir James den Abdruck von Neuem vor und sagte: Hogarth gravirt seine Compositionen selbst, ich lasse die meinen graviren. Nur die Malerei schafft den Künstler ersten Ranges.

Ich bat darauf meinen Schwiegervater, sich mehr der Malerei zuzuwenden.

Garrick. Worauf William antwortete: Ich male auch, aber ich male wie der liebe Gott!

Lady Thornhill. O, wenn das Thornhill gebürt hätte!

Garrick. William wird Beweise seiner Kunst ablegen, und bald, hoffe ich. Seit drei Monaten arbeitet er, mit seiner Frau in sein Atelier eingeschlossen, an einem Gemälde, dem wir Alle mit größter Spannung entgegensehen. Doch Niemand soll dieses Meisterstück vor dem berühmten Thornhill erblicken,

ein Gemälde, in welchem Hogarth's Genie sich enthüllen wird und muß.

Lady Thornhill. Sagt mir, guter Herr Garrick — behandelt William auch meine Jane lieblich? Sie ist ein so zart gewöhntes Kind! Ist sie auch noch so hübsch, noch so heiter, wie sonst?

Garrick. Sie ist hübscher als je.

Lady Thornhill. O, dieser Hogarth macht mich zu unglücklich! Meine theure Tochter! Ihr werdet mich recht schwach nennen, Herr Garrick . . . aber — was meint Ihr — gleich nach der Trauung habe ich das neue Kleid bei Seite gelegt — darf ich's ihr wohl schicken? . . . und noch ein Paar andre Sachen vielleicht? . . . Spricht sie denn auch von ihrer Mutter?

Garrick. Sie denkt stets ihrer. Aber, wenn sie William verlassen, hätte er sich das Leben genommen.

Lady Thornhill. Gerade so wie einst mein Thornhill.

Garrick. Sie hatte so großen Widerwillen gegen Witchcotte!

Lady Thornhill. Das entschuldigt einzig diesen verzweifelten Schritt. Werdet Ihr auch wiederkommen, Herr Garrick, verspricht Ihr es mir? Zu dieser Stunde bin ich immer allein!

### Zweite Scene.

Die Vorigen. Samuel Johnson (ein Bild unter dem Arm).

Johnson (sich verneinend). Wäre es mir gestattet, ohne zudringlich zu erscheinen, der würdigen Lady Thornhill meine ergebenste Huldigung darzubringen!

Garrick. Ihr seid's, Johnson?

Johnson. Ich weiß nicht recht, wie ich einem Mann gegenüber treten soll, der im Begriff steht sich einem profanen Beruf hinzugeben und den Gothen anzulegen. Verusset Euch nicht auf unsere Freundschaft, denn eben weil sie für mich so verführerisch ist, muß ich davor auf der Hut sein . . .

Garrick. Das klingt sonderbar von einem Mann, der ein gewisses Trauerspiel „Irene“ geschrieben, das durch die Mitwirkung eines gewissen Garrick zur Aufführung kommen soll.

Johnson. Wenn Ihr Talent genug habt, die Fehler der Menschen durch ein so frohliches Machwerk zu bemänteln, so könnt Ihr der allgemeinen Sittlichkeit sehr gefährlich werden. (Zu Lady Thornhill) Nach vergeblichen Anstrengungen, dieses Bündniß zu hintertreiben, thue ich wenigstens mein Möglichstes, die traurigen Folgen desselben zu mildern. Hogarth versichert, daß er Talent habe. Zum Beweise dafür hat er so eben hier das Bild vollendet, das ich mitbringe um es dem Urtheil Sir James Thornhill's zu unterwerfen. (Er stellt das Gemälde auf die Staffelei.)

Lady Thornhill (mit einem Ausruf der Bewunderung und Ueberraschung). Ah vielleicht wird dies . . .

Johnson. Das wäre ein schickliches und ehrliches Mittel zur Veröhnung. — Seht — dies hier ist der erste Act eines Sittendramas in 6 Bildern, bestimmt, die unerfahrene Jugend vor den Gefahren des Lasters zu warnen.

Garrick (das Gemälde betrachtend). Neu, kraftvoll und geistreich!

Johnson. So war mein Urtheil auch!

Lady Thornhill. Ja, aber Ihr seid nicht Maler. Ihr mag das prächtig sein; so scheint es unsrer Unkenntniß. Wenn aber das Werk nicht schön ist in gewisser Weise, und diese gewisse Weise nicht ihre gewisse Weise hat — so sehen die Kenner mit Geringschätzung auf den Künstler herab.

Johnson. Ich werde Sir James sprechen und mir Mühe geben ihn zu überzeugen: das Wort ist mein Feld.

Garrick. Auch ich habe einen Plan, von dem ich günstigen Erfolgs hoffe.

Lady Thornhill (erschrocken). Ich höre Thornhill. Er kommt die Treppe heraus. Wenn er uns hier fände . . .

Garrick (bewegt). Wo soll ich mich verbergen? — dort! (Er geht gegen die Thür links.) Ich gehe um wiederzukehren und — in guter Begleitung.

Johnson (ruhig). Mich soll er gewiß finden. Ich weiche nicht aus diesem Saal.

### Dritte Scene.

Johnson. Lady Thornhill. Thornhill (finstern und zerstreut).

Lady Thornhill (zu Johnson). Der Moment ist nicht günstig.

Johnson (bei Seite). Seine Züge sind verändert!

Lady Thornhill (zu ihrem Gatten). Lieber Mann . . .

Thornhill. Ah, Du bist's, Judith, Du, meine einzige treueste Freundin . . . die, wollte ich sagen, mich zuletzt verrathen hat. (Johnson erstarrt.) Guten Tag, Herr Johnson. Ihr verlast mich also nicht? Der einzige reibliche Mann, dem ich, leider zu spät, begegnete. Die Leute weichen mir aus, zeigen mit Fingern auf mich. Im Parlament zischeln sie und lachen ins Fäustchen über den alten Thornhill, der sich überdöseln ließ wie eine Kindermuhme. Und meine Feinde, meine Gegner, das ganze Heer meiner Neider, wie sie jetzt triumphiren, seit die Schmach der Lächerlichkeit auf meine weißen Haare sich senkte! Ach, Herr Johnson, hätte ich damals Euch gehört! (zu Judith) Er hat mir das Leben gerettet — Du weißt doch — (zu Johnson) Ich verzeihe es Euch!

Johnson. Sir James, ich komme, zu Eurem Herzen zu sprechen . . .

Lady Thornhill. Unsere Tochter ist noch so jung — und ich war schwach gegen sie! Wir hatten uns Hoffnung gemacht, der Mann, dem Deine Lehren und Dein Rath zu Theil geworden, werde einst im Stande sein . . .

Thornhill. Mein Rath? Er hat sich darum gekümmert, wahrhaftig! Kennst Du seine Gedanken? Er hält sich für den Messias der Natur, und ich thue weiter Nichts als bilde Gestalten und Wesen, die nicht sind. Doch, mag sein! Was geht es mich an, wie er von mir denkt . . . Uebrigens verzeihe ich meiner . . . Deiner Tochter diesen Schimpf niemals. — Kein Wort mehr über diesen Gegenstand. (Leiser) Was mag aus der Heroine geworden sein? Unter welchem Strohhauch, in welcher finstern Kammer der Cite mag sie sich verbergen? Ich hoffe doch, Judith, daß Du sie nie aussuchst — ich will mit diesen Leuten Nichts zu schaffen haben! (Judith bleibt ruhig, er beobachtet sie scharf.)

Johnson. Der Rimmer macht Euch hart.

Thornhill (bei Seite, mit zurückgehaltener Freude). Sie weiß wo unser Kind ist! (Lady Thornhill geht und betrachtet Hogarth's Gemälde.)

Johnson. Eure Tochter ist schmerzlich betrübt. Der junge Mann ist nicht ohne Talent . . .

Thornhill (heftig). Ich wollte lieber, er hätte keines, so würde man ihm eines schaffen, man würde eine Stelle für ihn finden . . . Aber ein so regelloser Geist, ein so verwilberter Geschmack, eine Ausführung, die . . . (zu Judith) Was betrachtest Du da?

Lady Thornhill. Ein Gemälde. (Thornhill geht an dem Bilde vorüber, zittert, ist erst überrrascht, seine Miene versinnert sich, er bewundert wider Willen.)

Thornhill (von der Bewunderung zur Bitterkeit übergehend). Ich muß gestehen, das habe ich nicht erwartet . . . Es ist eine Kühnheit in diesem Werk, eine — oh gewiß, ich bewundere — Aber warum schleudert er mir diesen Blitz der Ironie bis hierher? Um mich zu höhnen, mich zu demüthigen? Mr. Hogarth bedarf ja meiner nicht. Wer ein so enormes Talent besitzt, kann schon ein Mädchen ohne Mitgift heirathen.

Johnson. Diese Bemerkung ist sehr richtig; doch mein Freund wendet sich nicht an Eure Börse, sondern an Euer Urtheil. Dieses Gemälde habe ich fast gegen den Willen des Künstlers hergebracht, welcher Eure Strenge fürchtete.

Thornhill. Ich verstehe er glaube mich ungerecht, vorurtheilsvoll. (Er betrachtet prüfend das Bild.) Doch lassen wir Mr. Hogarth und sein Genie. Von Euch wünsche ich besser Beurtheilung zu werden, und wenn ich Euch dienen kann, wenn Ihr z. B. eine Fürsprache, einen Posten begehrt . . . ?

Johnson. Nein; ich habe keinen Glauben an meine Befähigung für einen Posten. Ich hatte nur einmal einen Posten: Ein Arzt nämlich, welcher sich einbildete Epilepsie heilen zu können, engagirte mich als Gehilfen und zugleich als Gegenstand zu medicinischen Experimenten. Mein Magen widerstand aber seiner Behandlung, mein Uebel gleichfalls. Da er mich so gänzlich incurabel fand, vermuthete er, ich könne dem Auf seines Elirirs schaden und entließ mich. Seitdem habe ich mich auf die Literatur geworfen. Ich mache Tragödien, Satiren, moralische Lieder für die Schenken; epische Gedichte, Prospector, Brologer, sogar Predigten für träge Pastoren. Ich bin Kritiker, Biograph, Moralist, besonders Philologe, sogar Poet, wenn es sein muß. Aber meine eigentliche Bestimmung in der Literatur ist das lebendige Geseh. (zu Lady Thornhill) Wir müssen ihn etwas belustigen und auf andere Gedanken bringen.

Thornhill. Ihr interessirt mich ungemein! Wie würde ich mich freuen, wenn Ihr Talent hättet!

Johnson (bei Seite). Ich bin ja kein Maler! (laut) Nun so freut Euch! Ein sehr geschickter Franjoise, Monsieur Aronnet, der sich Voltaire nennt, hat kürzlich geschrieben, daß ich, was meine Beredsamkeit betrifft, mit den Rednern Athens und Roms rivalisiren könnte.

Thornhill. Wärs möglich!

Lady Thornhill (bei Seite). Arme Seele, die das Glend des Lebens zu hart gefühlt!

Johnson. Ihr wißt, wie viel Geschrei seit einem Jahre von dem Rednertalent unserer Demosthenese im Parlament gemacht wird, aber das wißt Ihr nicht, daß ich seit einem Jahre das „Gentlemen's magazine“ redigire, und nach den kurzen, mir gelieferten Notizen für geringes Honorar die Kammerverhandlungen schreibe. Ich construire nun nach meinem Sinn die Reden unserer Staatsmänner, und Reiner — denkt die Bescheidenheit! — hat dagegen protestirt! Im Gegentheil ist unser Text, da er besser als der anderer Journale, als der allein richtige angenommen, und die Lords behaupten, daß das „Gentlemen's magazine“ die Parlamentsdebatten allein treu wiedergiebt. Jedem liegt daran, mich im Dunkel zu lassen; aber ich bin zum Bewußtsein meiner Kraft gelangt, und werde mich berühmt machen, sobald ich nur erst Zeit dazu habe.

Thornhill (lachend). Und wenn Ihr erst Euer jetziges Amt niederlegt, so wird Cicero sich verstauchen, Demosthenes sich schämen, Alcibiades ein Stümper sein . . .

Johnson. Bedenkt die Macht der Traditionen. Ich habe den Weg gebahnt, der nun ohne Mühe zu betreten ist. Ich habe in England der Beredsamkeit ein neues Feld eröffnet. Das ist mein Verdienst, und ich freue mich dessen.

Thornhill. Ich bewundere Eure Philosophie!

Johnson. Ihr müßt sie nachahmen, Sir James! Bringt Euren Stolz Eurer Würde zum Opfer. Thut für Hogarth, was ich für unsere Redner thue. Laßt ihn unter Euren Flügeln wachsen, die Welt wird sie dennoch über seinem Haupte schweben sehen. Eurer Tochter, dem rebellischen Kinde, welches Euch in so tiefe Bestürmnisse versenkt, entzieht die Mühseligkeit, an Eurem Leben zu zehren, durch eine gütige Verzeihung. Dann wird der Neid nicht mehr mit Freuden auf Euer blutendes Herz sehen, und Ihr, alle Spötter zum Schweigen bringend, werdet in der Veröhnung zu neuem Leben erwachen.

Thornhill (vor Hogarth's Gemälde). Gemeiner Gegenstand! . . . Eine monströse Kunst . . . trauriger als . . .

### Vierte Scene.

Die Vorigen. Garrick. Hoalby. Savage.

Garrick. Sir James, Hogarth's Freunde, gerührt von dem Gram Eurer Tochter, bitten Euch ihr zu verzeihen und Euren Schwiegervater zu empfangen.

Thornhill (aufbrausend). Ist denn die Hölle losgelassen? Nein! Nein, tausendmal nein!

Hoalby. Im Namen der Religion, die sie verbindet, Sir James, bedenkt ihre Jugend, ihre Rechtschaffenheit, ihre Liebe für Euch und — die Thränen einer Mutter!

Garrick. Hört uns gütig an, Sir James! Wir sind ein ganzes Siebengestirn von Kunstfreunden, Euch nahestehend mit dem kühnen Entschluß, den Kampf zu wagen. Wir alle haben Eure Verzeihung zu erbitten. Seid der Vater dieses Kreises von Künstlern, welche stolz sein werden, sich um den größten Maler ihres Vaterlandes zu schaaren.

Savage. Als Revange für eine so hohe Günst macht Savage sich anheißig, bis zu seinem Lebensende nichts als Wasser zu trinken.

Thornhill. Haltet Ihr mich für einen Comödienvater? Ah — auch Ihr habt mich um Verzeihung zu bitten — um so besser! Ich kenne Euch nicht, ich habe keine Tochter mehr! Laßt uns diese Scene abkürzen, und wenn Ihr eine Rolle zu

probiren habt, mein Herr Comödiant, so erwartet nicht, daß ich Euch das Stichwort geben soll.

Garrick (stolz). Ja, mein Herr, ich bin Comödiant geworden, um Thornhill's Tochter zu ernähren, die unser aller Schwester ist. Hogarth ist arm, aber er hat Talent; doch von Euch sollte man nicht erwarten, daß Verdienst verachtet zu sehen, nur weil ihm höhere Glücksgüter fehlen.

Thornhill. Soll man mich ungestraft hier in meinem Hause beleidigen dürfen?

Savage. Meiner Frau! Dieser Vater ist nicht viel besser als Lady Maccliesfield, meine gnädige Mutter.

Garrick. Vergeßt meine Heftigkeit! Ich bin der Sohn eines in Armuth gestorbenen Officiers und daher etwas stolz. Das französische Blut in meinen Adern ist ein wenig aufbrausend — doch glaubt mir, meine Absicht ist besser als mein Temperament.

Thornhill. Behaltet Eure Absichten für Euch und laßt mich mit Eurem Temperament zufrieden! Mein Charakter verbietet mir diese Verhöhnung, wie mein Gewissen. Ich behaupte das Feld und erwarte Hogarth festen Fußes.

Garrick (bei Seite). Das Bild scheint herrlich!

Lady Thornhill (bittend zu ihrem Gatten). Mein Freund! Johnson. Gnade, Herr!

Thornhill. Laßt mich! Ich will — oder soll ich mein eignes Atelier räumen... (Er stürzt zur Thür hinaus; Alle folgen, außer Johnson.)

Johnson (leise zu Garrick). Entfernt Euch, aber nicht weit.

**Fünfte Scene.**

Lady Thornhill. Johnson.

Lady Thornhill (auf einen Sessel sinkend). Oh, das ist mein Tod!

Johnson (ruhig). Nach meiner Meinung ist das feinste Menschen Lob! Demüthigend ist diese Lage für Eure Tochter, und kann für Hogarth's Zukunft nachtheilich sein. Man hat ihn verurtheilt, ohne ihn zu hören. In solchem Fall ist es die Pflicht dessen, der vorgelassen zu werden begehrt, seinen Fehltritt auf andere Weise zu rechtfertigen. Tribonian spricht sich über diesen Punkt sehr bestimmt aus.

Lady Thornhill. Mag sein, mein Herr — aber meine Tochter, meine Tochter! Werde ich sie nicht sehen?

Johnson. Für das Gegentheil liegt größere Wahrscheinlichkeit vor. Eure Tochter, Ihr selbst, die Schuldigen alle müssen sich demüthigen, und vor der Autorität hiesigen Ortes die Knie beugen. Das habe ich Hogarth zu verstehen gegeben. Die Prüfung wird schwer sein, aber wenn er sanft, geduldig, bescheiden ist, so...

Lady Thornhill. Alles ist verloren! (Sie hört die Schritte ihres Gemals und ringt nach Fassungs, während sie anscheinend Hogarth's Bild betrachtet.)

**Sechste Scene.**

Die Vorigen. Thornhill.

Thornhill. Endlich bin ich erlöst von meinen Peinigen! (zu Judith). Was siehst Du noch da wie angewurzelt vor dem Bilde? Du findest es gut — Wie?

Lady Thornhill. Wenn nur...

Thornhill. Frei heraus, gesteh es nur, Du bist entzückt davon! (Er betrachtet das Bild mit sardonischem Lächeln.)

Lady Thornhill. Es ist so etwas... Vielversprechendes darin; es lassen sich Hoffnungen daran knüpfen...

Thornhill (aufgeregt). Hoffnungen nur — Du bist schwächer zu befriedigen als ich! Der Glendel! (Mit Bitterkeit). Es ist eine Kraft, ein Geist in diesem Werke! Aber Alles ist aus dem Sannus aufgelassen; das Ensemble erhebt sich zu einer Freiheit! Doch es ist der Gipfel des Cynismus, der Brutalität! — Kein gesunder Verstand und doch — welch ein Werk!

Johnson (bei Seite). Also auch für das Auge des Kenners...

Thornhill (mit Heftigkeit und sich zur Gerechtigkeit zwingend). Es giebt auf der Welt nicht zwei Menschen die — so etwas — malen können! (zu Judith). Bist Du nun zufrieden? — Neben mir nicht mehr davon.

Lady Thornhill. Wenn das ist, mein Freund, warum...

Thornhill. Warum? Warum? Weil er ein nichtswürdiger Schurke ist! Weichst Du, was er überall ausschreit? Die Bilder des alten Thornhill seien werth ausgekrast zu werden!

Johnson. Ausgekrast!

Lady Thornhill. Das ist eine Verleumdung Witchcotte's.

Thornhill. Ausgekrast — hat er gesagt!

Johnson (bei Seite). Dieser Ort wird wahrscheinlich bald der Schauplatz heftiger Scenen. Es ist daher besser, wir ziehen uns zurück; mein Eifer könnte mich zu weit führen. (Reise zu Lady Thornhill) Ihr wünschtet Eure Kinder zu sehen?

Lady Thornhill. Ach ja!

Johnson (nach der Thüre links zeigend, welche durch ein Bild aerdeckt ist). Dort sind sie! (Er geht.)

**Siebente Scene.**

Thornhill. Lady Thornhill.

Lady Thornhill. Gott, wenn sie sich nur nicht sehen lassen vor ihm.

Thornhill. Ausgekrast! O, dieser Hogarth! Daß ich ihn nicht erdroßeln kann in seinem Hochmuth! nicht in den Staub treten! Hätte ich ihn hier — unter meinen Füßen...

**Achte Scene.**

Die Vorigen, Hogarth, Jane nach sich ziehend, welche er zu den Füßen ihres Vaters wirft.

Hogarth. Da habt Ihr sie! (Thornhill weicht einen Schritt zurück; seine Gattin umarmt ihre Tochter und hebt sie vom Boden auf.)

Lady Thornhill. Meine Tochter!

Thornhill (einen raschen Blick auf sie werfend). Sie gehört uns nicht mehr!

Hogarth. Ich werde mich nicht herablassen, Sir James, so erniedrigende Beschuldigungen zu widerlegen.

Thornhill (verwirrt, doch mit Würde). Ihr waret also da? mein Herr, Ihr hörtet...

Jane (den Vater unterbrechend). Es war nicht sein Wille, Vater, ich, ich komme zu Dir — o wende Dich nicht ab — ist eine viermonatliche Entfernung von Euch nicht eine allzuharte Buße!

Thornhill (auf Hogarth zeigend). Du wähltest zwischen uns Beiden.

Jane. Ich, die Tochter eines Künstlers, habe mein Herz einem Künstler geschenkt. Ein Funke des heiligen Feuers, das in Dir glüht, ist auf mich übergegangen, Dein Vorbild hat mich begeistert. Ich zeigte William die ruhmvollen Wege, die ich als Deine Tochter Dich wandeln sah, und konnte dem Reiz nicht widerstehen, auf diesen Wegen seine Führerin zu sein. Ach, er hatte ja Niemanden als mich auf dieser Welt, der verwaiste Jüngling. Hätte ich ihn verlassen, wäre ich nicht Deine Tochter.

Thornhill. Du hast meine väterlichen Rechte verhöhnt, meine väterliche Liebe, und somit alle Bande zwischen uns gelöst.

Jane. Ich warte hier zu Deinen Füßen, ob Dein Arm die Kraft haben wird, mich zu verjagen. Es ist unmöglich, Mutter, nicht wahr, ganz unmöglich, daß ein durch Dich entschuldigter Fehltritt aus dem Herzen meines Vaters 18 Jahre heifer kindlicher Liebe und jede Erinnerung an seine Tochter verwischt haben sollte. Ich fühle es im tiefsten Herzen, so starke, süße Bande können nimmer gelöst werden. (Sie umfaßt seine Arme.)

Lady Thornhill (neben Jane kniend). Sir James, mein Herr, mein Gatte, seid barmherzig!

Thornhill. Deine Knie kann den Flecken nicht aus meiner Ehre waschen. — Ich hatte dem ehrenwerthen Sir Claudius mein Wort gegeben, einem meiner liebsten — politischen Freunde, und selbst wenn Du mich durch die Unwürdigkeit Deiner Wahl nicht beleidigt hättest, so...

**Neunte Scene.**

Die Vorigen. Witchcotte erscheint auf der Schwelle und bleibt ganz verblüfft stehen.

Jane (sich erhebend). Sir James, Ihr sprecht von meinem Gatten, von einem Talent, das ich achte, von einem Mann, den mein Lebenlang zu ehren ich vor Gott geschworen habe. Ich bin eben so stolz darauf, ihm anzuhören, als ich stolz bin, Eure Tochter zu sein. (Witchcotte bemerkend) Doch nie in meinem Leben hätte ich mich entschließen können, mein Herz an einen jener Müßiggänger wegzuwenden, an einen Jener vornehmen Abenteurer, jener Schelven der Mode, die mit Sittenlosigkeit prahlen, und die Kunst und die Arbeit verachten; an einen Mann, der zu blasirt ist, seine Frau zu lieben, und doch anmaßend genug, sie zu entföhren, auch wenn sie ihm freiwillig gegeben wird — nur, um sie zu compromittiren, sie lächerlich und — dadurch — seiner würdiger zu machen! (bei Seite) Jetzt habe ich William gerächt!

Witchcotte (sich nähernd). Ich begreife in keiner Weise... Thornhill (ihm die Hand drückend). Mein edler Freund, Ihr seht mich beschämt... (zu Jane) Unselige!

Witchcotte (sich zum Lächeln zwingend). Laßt sie, Sir James! Ihr Widerwille ist nur eine verstopfte, verspätete Huldigung; wenn man die Weiber kennt, so... (bei Seite) diese kleine Person sagt mir doch nicht im Geringssten zu!

Thornhill. Die Hälfte der Euch zugefügten Beleidigung trifft mich — und ich werde nicht nachgeben!

Jane (niedergeschlagen). Du wirst also ohne Mitleid sein! Doch magst Du auch wissen, daß Nichts unsere Herzen scheiden soll, daß Deine Strenge mich auf ewig von Dir verbannt. William, gebiete über Deine Magd!

Witchcotte (bei Seite). Wenn nun noch Hogarth den Bruch erweitert, so trage ich vollends den Lorbeer des Sieges davon.

Hogarth (zu Thornhill). Ich ehre Euren Ausspruch, Sir James — entschuldigt... (Er geht nach der Thüre.)

Thornhill (sagt, eine Bewegung unterdrückend). Mein Herr, wir haben noch ein kleines Geschäft — ein Geldgeschäft mit einander abzumachen — ohne dieses hätte ich wohl nicht auf die Ehre eines Besuchs von Mr. Hogarth rechnen dürfen... Ein Kupferstück — in der That sehr schön... ich möchte den Abdruck behalten — was ist der Preis?

Jane. O Vater! Vater!

Hogarth (zu Jane). Sir James spricht mit mir, liebes Weib.

Thornhill. Sein Weib! Vor meinen Ohren wagt er...

Hogarth (sich verbiegend). Der Preis ist 5 Schilling. Thornhill (ihm ein Goldstück reichend). Machet Euch von dieser Guinee bezahlt.

Hogarth (laut lachend). Ich habe nicht einen Pfennig — bei mir. Aber da zu der ganzen Serie 6 Bilder gehören, so nehme ich den Rest als Vorausbezahlung an. (zu Jane). Da mein Kind, hast Du Deine Aussteuer!

Thornhill (bei Seite). Unverschämt bis zum Neufsten.

Hogarth. Es ist Euch ein Gemälde von mir gezeigt worden, über dessen Gegenstand ich gern das Urtheil Eurer reichen Erfahrung hören möchte. (bei Seite) Jane, nur für Dich unterwerfe ich mich dieser Pein.

Thornhill. Die Kunst ist das einzige Thema, worüber wir zusammen reden können.

Lady Thornhill (bei Seite). Gott gebe dazu seinen Segen! William muß den Vater zu erweichen suchen und wendet sich an den Maler. Nur wenn die Kunst als Vermittlerin zwischen Beide tritt, ist Veröhnung möglich.

Witchcotte (bei Seite). Er ist verloren!

Thornhill. Wollt Ihr meiner spotten, oder mich in Verlegenheit bringen durch die Ehre dieser Frage, nach der ich nicht gestrebt habe? Euer Werth ist vorzüglich — das ist meine Ueberzeugung, und — ich bin so stolz, mich für einen Kenner zu halten.

Hogarth. Doch würde es mich glücklich machen zu erfahren, ob Ihr mit der Anordnung der Figuren, dem Effect des Ganzen, dem Licht — zufrieden seid?...

Thornhill. Mein Urtheil gilt dem elementaren Theil des Bildes — auf derartige Sujets verstehe ich mich nicht. Nach meiner Ansicht ist die Bestimmung der Kunst — zu gefallen, und durch ihre Annuth zarte Seelen über die Häßlichkeit des wirklichen Lebens zu trösten und zu erheben.

Hogarth (mit Feuer). Das hieße die Kunst zur unnützen Spielerei erniedrigen. So ungern ich Euch widerspreche,

wage ich doch zu behaupten, daß, wenn die Kunst das Recht hat, zu dem Reiz der Erdichtung ihre Zuflucht zu nehmen, es auch recht und würdig ist, ihr einen höheren stitlichen Zweck zu geben und sie zum Organ der Wahrheit zu machen.

Jane. O, der Unbedachte! William, wenn Du mich liebst...

Lady Thornhill (zu Jane, mit Herzensangst). Du hast keinen Gatten, hast keinen Vater mehr; ihre Kunst, die sie veröhnen sollte, macht sie zu ewigen Feinden!

Hogarth (mit Entschlossenheit). Wenn ich nachgebe, würde ich meine Selbstachtung verlieren. Sir James geht einen ruhmvollen Pfad, seine Kunst schmeichelt den Neigungen der Großen, die sein hohes Talent geehrt haben, indem sie ihn groß machen, nie sie. Mein Talent spricht zu der Masse des Volkes; und wenn ich groß werde, so werde ich groß wie das Volk, groß durch das Volk!

Thornhill (erregt). Und gemein wie dieses! Wenn Ihr nur deshalb meinen Rath zu wünschen vorgabt, um Euren Hochmuth auskramen zu können, so erfahrt, daß ich nicht mehr in dem Alter bin, einen Schüler abzugeben. Ich hoffe, das Gefühl Eures Unrechts würde Eure barocken Ansichten etwas gemildert haben, und in diesem Fall hätte ich vielleicht...

Hogarth. Wenn ich Euch verlehre, so schmerzt es mich tief — doch unter keiner Bedingung sollen meine Lippen meine feste innere Ueberzeugung verläugnen.

Lady Thornhill. Er ist ganz von Sinnen!

Jane. Ich ehre diese Thorheit!

Lady Thornhill. Er liebt die Kunst mehr als Dich.

Jane. So will auch ich seine Kunst mehr lieben als ihn — dann haben wir uns seine Treulosigkeit vorzuwerfen!

Thornhill (empört). Was, Ihr wagt, der Erfahrung meiner Jahre zu trotzen, und Angesichts dieser Subelei hier — das Wort ist heraus — Euer Vergehen durch Impertinenz noch schwerer zu machen. Fortan sei Alles zwischen uns gebrochen... Ich — ich dachte mir in Euch einst einen Nachfolger zu erziehen...

Hogarth. Was ich nur unter der Bedingung angenommen hätte, daß es mir gestattet blieb, meine Freiheit zu bewahren... Was Ihr eine Subelei nennt, ist ein Originalwerk, das ich nicht in den Cartons alter Meister aufgesehen!

Witchcotte (zu Thornhill). Nun, habe ich Recht gehabt?

Thornhill (zu Hogarth). Geh — ich verläugne Dich!

Erst hast Du mir meine Tochter geraubt, jetzt tödtest Du sie — für ihren Vater zum zweiten Male — sie ist todt für mich.

Jane. William, ist es das, was Du mir versprochen?

Hogarth (außer sich). Was, ich sollte um menschlicher, kleinlicher Rücksichten willen vor Mr. Thornhill Komödie spielen? Nein, lieber sterben! Dieses Kind, mein Weib, werde ich für ihren Verlust zu entschädigen wissen! In meiner Seele fühle ich den unaussprechlichen Funken der Liebe, und in der Hand die Kraft, noch 40 Jahre zu arbeiten!

Thornhill (bei Seite). Ein eisernes Herz! (laut). Meine Geduld ist zu Ende. Ist das Euer letztes Wort?

Hogarth. Mein letztes. Mir bleibt die Ehre, und Jane's Liebe.

Thornhill. Hochmüthiger, von einem flüchtigen Erfolg geblendet! Wie, wenn ich nun als Preis gezeimender Nachgiebigkeit und Ehrerbietung meine Verzeihung...

Hogarth. Vollenbet nicht. Ich würde Eure Hoffnung zu Schanden machen!

Lady Thornhill (auf Jane zeigend). Ach, Ihr liebt sie nicht!

Thornhill (zornig). Unglücklicher! Du giebst nach, Du mußt!

Hogarth. Niemals!

Thornhill (macht eine drohende Geste). O, diese Ungehener... (öffnet die Arme mit Härlichkeit). Ich muß sie erdrücken!

Jane (ihrem Gatten zuvorkommend). Nicht vor mir, Vater! Witchcotte. Unverzeihliche Schwäche — und — ohne Rücksicht auf mich.

Thornhill (bewegt zu Hogarth). Du bist ein wahrer Künstler. Auch nicht einen Zoll breit hat der Schelm nachgegeben. Du bist stark — aber — Du hast auch nicht, wie ich... lassen wir das... (zu Jane) bist Du glücklich?

Jane. Ja! Dem man wird von mir sagen können: Ihr Vater und ihr Gatte waren die größten Maler Englands. (Witchcotte entfernt sich.)

**Zehnte Scene.**

Die Vorigen, außer Witchcotte, Garrick, Johnson, Hoaldy, Savage hereinbrechend.

Thornhill. Sie haben gehorcht. Ich bin also gefangen wie der Fuchs in der Falle.

(Allgemeine Beglückwünschungen.)

Johnson. Sir James! Wir sind quitt!

Savage (traurig). Es giebt also doch Väter — die Väter sind?

Thornhill (zu Garrick). Ihr habt Euch, wie ich höre, auf das Studium menschlicher Leidenschaften gelegt?

Garrick (ihm die Hand drückend). Und weiß, daß es Gefühl giebt, die sich nicht bestiegen lassen.

Johnson (traurig um sich sehend). Ich allein wage Niemanden zu umarmen! O stiefmütterliche Natur, warum hast Du mir Alles versagt, was den Menschen lebenswürdig macht? (Jane nähert sich ihm leise und bietet ihm ihre Stirn zum Kuss.) Das ist die erste, einzige Günst, die eine Person des andern Geschlechts mir gewährte... (Ein Diener erscheint.)

Thornhill. Morgen also, David Garrick, ist Euer Debüt; Ihr werdet Shakespeare wieder zu Ehren bringen. Wir Alle sind dabei. Für heut laßt ich Euch zum Abendessen.

Lady Thornhill. Ach Gott — es ist für Nichts gesorgt.

Hogarth. Wir sind ja en famille.

Savage. Wenn wir Schwiegerpapa's Wein kosten, was geht uns da das Abendbrot an?

Thornhill (zum Diener). Bei Tische legt das Couvert meines Schwiegersohnes neben meines. (zu Hogarth). Ich schenke Dir mein Galateid, und morgen zur Visiten-Zeit wollen wir als alte intime Freunde unsern Streik über die Kastanienbäume im Park wieder aufnehmen.

**Erklärung des Modenbildes.**

Figur 1. Robe von pensée Atlas mit 4 Volants, welche am Saum mit getollten Bandrüschen versehen sind. Hohes glattes Leibchen mit tragbandartiger Vertbe und offenen Ärmeln, an denen die getollte Bandgarnitur sich wiederholt. Burnous von braunem Tuch, mit brauner Seide gefüttert und mit breiten Sammetstreifen besetzt. Capuchon in algierischer Form. Spitzenkragen. Ballonunterärmel von Tüll mit Spitzenausschlag. Hut von pensée Atlas, mit Sammet, Federn und Band derselben Farbe garnirt; im Innern des Schirms auf der Seite eine schmale Weichenguirlande, an den Wangen Blondenrüschen.

Figur 2. Robe von smaragdgrünem Atlas mit doppeltem Rock. Der obere Rock hat einen breiten grünen Sammetstreifen als Befaz; schmälere Sammetstreifen bilden auf dem glatten Leibchen eine Tragbandverzierung mit langen Enden, und Ausschläge an den halblangen Ärmeln. Krage von gesticktem Tüll, Unterärmel von Tüll aus einem Puff und einem gestickten Volant bestehend.

Hut von ungerissenem rosa Sammet, mit Federn derselben Farbe verziert. Im Innern des Schirms Blondenrüschen, rosa Bindband.

[2021]



Hogarth und Jane.

(Zum Lustspiel: Die Chrysaliden.)

**Die Mode.**

Ghe dieser Bericht in die Hände unserer Leserinnen gelangt, sind wir wahrscheinlich dem Winter bereits näher gerückt, die Herbstmäntel ihres Dienstes entlassen, und die Muffen, Pelzkragen und warmen Capoten aus ihrem Sommerschlaf aufgeschürt, um ihren Beruf in der ihnen allein zusagenden Atmosphäre des nordischen Winters auf's Neue zu erfüllen. Vielleicht sind dann unsere Rathschläge zur Anfertigung moderner Wintermäntel bereits benutzt worden von denen unserer Leserinnen, deren Vorsicht der Jahreszeit gern vorausseilt; doch da sicher Viele erst durch das Spiel der Schneeflocken an die Bedürfnisse des Winters erinnert werden, dürfen wir ohne Scheu das Thema der Mäntel nochmals aufnehmen.

Im Allgemeinen macht an den Mänteln dieser Saison sich eine große Einfachheit bemerklich, welche gegen die prächtigen Stickereien und kostbaren Franzenbesätze der Mäntel des vorigen Winters sehr entschieden absteht. Und diese Bemerkung ist eine sehr erfreuliche. Denn, obgleich es Niemandem verwehrt sein kann sich einfach zu kleiden, so ist es doch um so schöner, wenn Einfachheit des Anzugs von der Mode sanctionirt wird.

Die früher sehr beliebten schwarzen Tuchmäntel mit Rab-Pelerinen sind jetzt auf's Neue wieder als modern acceptirt, doch zum Theil mit dem Unterschiede, daß die Pelerine nicht am Halsauschnitt, sondern an einem bis zu den Schultern reichenden glatten Stilk beginnt.

Auch von Mänteln, welche die Taille markiren, hat man in dieser Saison allerliebste Façons, meistens mit Capuchon oder spitzen Krage; im Innern werden dieselben mit einer Schnur um die Taille zusammengezogen. Dergleichen Mäntel sind vorzüglich jungen Damen zum Schlittschuhlaufen zu empfehlen.

Die sogenannten carrirten Plaidstoffe werden ebenfalls noch häufig benutzt, und unter andern, in diesen Stoffen gebräuchlichen Farbzusammenstellungen macht Grün und Blau sich vorzugsweise bemerkbar, ein Farbenverein, den man früher als das non plus ultra der Geschmacklosigkeit ängstlich vermied.

So sehr seit einigen Jahren die hellgrauen Mäntel bisignirt gewesen, macht sich in dieser Saison doch

eine Aenderung des Geschmacks bemerklich, der sich jetzt vorzugsweise den dunklen Mäntelstoffen zuwendet; Schwarz, Dunkelbraun, Dunkelgrau sind die am meisten gewählten Farben. Natürlich werden die hellgrauen Mäntel nicht plötzlich verschwinden, und es wäre thöricht, wollten sich Damen, welche eine besondere Vorliebe für diese zarte Farbe haben, vom Ankauf eines hellgrauen Mantels zurückhalten lassen, nur weil ein solcher nicht mehr das alleinige Vorrecht der Eleganz hat.

Plüsch und Sammet, diese als Verzierung stets auf vielfache Weise gebrauchten Stoffe, werden an eleganten Tuch-, Duffel- oder Doubletstoff-Mänteln oft in so massenhafter Anwendung sichtbar, daß man sie kaum mehr als Befaz, sondern als wesentlichen Bestandtheil des Mantels bezeichnen muß. Als solcher erscheinen diese Stoffe namentlich an Mänteln mit Pelerinen und weiten Ärmeln, wo sie, in ¼ Elle breiten Streifen angelegt, zugleich verlängern und schmücken.

Die Glöckchenbesätze sind, wie alle Posamentiergarnituren, eben so modern als beliebt, jedoch sehr kostbar und wenig dauerhaft, da die kleinen Glöckchen (Grelots) sich sehr leicht ablösen.

Bei den Kindermänteln gilt fast alles von den Damenmänteln Gesagte; was den Schnitt betrifft, so ist auch hier die Paletotform die fast einzig herrschende. Wie die Mäntel der Damen werden auch die kleiner Mädchen bald mit Pelerine, bald mit Capuchon, halb ohne Beides, nur mit Ärmeln und kleinem Ueberschlagkrage verfertigt, die der kleinen Knaben eben so.

Der einzige Unterschied zwischen den großen und kleinen Mänteln möchte vielleicht der sein, daß die letzteren, je kleiner ihre Besitzer, je häufiger mit absteichendem, sehr markirtem Befaz getragen werden, z. B. mit Schrägstreifen von buntem schottischem Lasset oder carrirtem buntfarbigem Plüsch oder Sammet; namentlich statet man die Paletots sehr kleiner Knaben mit bergleichen auffallender Verzierung aus.

Die Zeit, welche den Gebrauch der Mäntel nöthig macht, ist auch zugleich die, welche an die Erneuerung der Gesellschaftstollette mahnt, die Zeit, welche die Theater öffnet und die Concertsäle mit der Elite der eleganten Welt füllt. Spitzentlicher und Spitzenmantillen behaupten bei geschmückter Abendtoilette ebensowohl ihren Platz, wie auf der Promenade zur Sommerzeit, machen jedoch den Burnous nicht entbehrllich, welcher namentlich beim Verlassen des Theaters oder Gesellschaftssaales von höchster Eleganz ist. Einem zarten Geschmack werden die von weißem Cashmir besonders zugehen, während die lebhaften Farbenzusammenstellungen der arabischen Burnousstoffe daneben auch ihre zahlreichen Verehrerinnen finden. Der weiße Burnous wird gewöhnlich mit weißer Seide gefüttert, häufig nur einfach mit Borte oder Schnur, doch zuweilen auch ziemlich breit mit weißem Plüsch besetzt, was zwar sehr reich aussieht, dem Burnous aber viel von seiner Schmiegsamkeit und dem Charakter der Legetät nimmt, welcher denselben eigentlich auszeichnen soll. Die jetzt so beliebten umfangreichen Angoratrobden reichen dem Burnous zu besonderer Zierde, haben jedoch zu wenig Schwere, um den gräßlichen Fall des Stoffes zu befördern. Arabische Burnousstoffe bieten die Modenmagazine in allen Farben, theils in einfacher Abwechslung einer Farbe mit Weiß, z. B. Roth und Weiß, Braun und Weiß, Blau und Weiß, so wie in bunter Mischung mehrer Farben.

Ueber moderne Kleiderstoffe haben wir in der vorhergehenden Nummer ausführlich gesprochen, und berühren heut nur mit wenigen Worten das Arrangement der Kleider. Die hohen Taillen sind zu Gesellschafts- und Haus-toilette vorzugsweise beliebt, und junge Da-



Pariser Moden.

men nur tragen zur Soirée oder im Theater ausgeschnittene Kleider.

Sammet wird stets noch mit Vorliebe zur Garnirung der Kleider verwandt in mannigfacher Weise. Eine hübsche Art der Verzierung ist folgende:

Schräggeschnittene, auf den Schultern etwas breite Tragbänder gehen vorn vom Schluß der Taille nach hinten, und zwischen diesen werden vorn über der Brust fingerbreite Sammetborten, 7 an der Zahl, leiterartig angebracht. Ist die Taille ohne Schooß mit runder Schneppe, so schließt sich an die untere, kürzeste Borte eine Sammetstreife mit langen Enden; hat die Taille jedoch einen Schooß, so muß diese Leiterverzierung, zu beiden Seiten nach unten sich ausbreitend, fortgesetzt werden. Diesen Befehl von Querstreifen auch auf dem Rücken anzubringen, ist mehr bei Kindern, als bei Erwachsenen anzurathen.

Ein anderer beliebter Befehl der Kleiderdaitellen wird aus ganz schmalem Sammetband gebildet, vorn die ganze Höhe des Leibes mit verschobenen oder geraden Carreaux bedeckend. Natürlich muß der Befehl der Narmel stets dem der Taille entsprechen, und hat das Kleid einen doppelten Rock, auch der obere Rock mindestens übereinstimmend mit der Taille garnirt sein.

Aus mehreren Abbildungen moderner Eingerie-Artikel in kürzlich erschienenen Nummern des Bazar werden die Leserinnen ersehen, daß Sammetband, namentlich schwarzes, sogar als Garnitur feiner Tüllkragen und Tüllärmel immer noch angewandt wird. Band überhaupt bildet jetzt einen sehr wesentlichen, fast unentbehrlichen Schmuck der feineren weiblichen Toilette. Es steht so sehr in Gunst, daß die Damen sich nicht begnügen, in Gesellschaften Kragen und Unterärmel mit Band verziert zu tragen, sondern auch der häuslichen Toilette diese belebende Zierde zu Theil werden lassen.

Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit einer Art von Krage, richtiger „Fraisén“ genannt, welche gegenwärtig im Hause und zu anspruchsvoller Gesellschafts-toilette vorzüglich getragen werden. Sie bestehen aus einem geraden Tüllstreifen von ungefähr 1/4 Elle Länge und reichlich 1/2 Viertel Breite, welcher oben bis zur Halsweite eingereicht, und an eine mit farbigem Band unterlegte, gefütterte Brise von Spitzenreife genäht wird; nach unten zu wird der Tüllstreifen vor dem Befestigen an die Brise in zwei oder drei schmale, strohhalmbreite Fältchen geheftet, außerdem noch ringsum mit demselben Einsatz umgeben, welcher zur Brise verwandt ist, und dort, wie hier, eine Unterlage farbigen Bandes erhalten muß. Eine um den Rand der Fraise gefetzte fingerbreite Spitze erhöht noch die Eleganz dieses sehr bequemen Kragens, welcher ohne Schwierigkeit in jedem Augenblick umgelegt werden kann, denn er beansprucht kein Chemiset, und wird vorn mit einer Schleife von passendem Band oder mit einer Broche geschlossen.

Das hier beschriebene Modell ist natürlicherweise nicht als Norm für die ganze Gattung der Fraisén anzunehmen. Der verschiedene Geschmack der Damen und die verschiedenen Bestimmungen der Krage zu häuslichen oder Gesellschaftszwecken, zum Geschenk oder zu eigenem Gebrauch, verursachen eine unendliche Menge von Abweichungen, die zu nennen eben so unnötig als unmöglich ist. Die Fraise kann eben so gut geflickt, als in Fältchen gelegt sein, kann eben so gut statt zwei oder drei noch mehrere Fältchen, und keine Spitze haben, sondern nur einen mit Band unterlegten Einsatz, oder einen einfach glatten Saum, welchem indeß die bunte Bänderlage nicht fehlen darf. Die Enden der Fraise können abgerundet, eben so wohl auch scharf sein, nur hat man, im Fall die Fraise durch schmale Fältchen verziert werden soll, beim Schneiden des Streifens den Stoff für die Fältchen mit zu berechnen. Die geeignete Breite der fertigen Fraise ohne das Bündchen (Brise) ist 1 1/2 bis 2 Sechszehnthel Elle.

Der gebiegene Geschmack fordert von selbst, daß die Manschette in Uebereinstimmung mit dem Krage stehe, was bei der so eben beschriebenen Fraise je nach Erforderniß der Kleiderärmel durch einen krausen, an ein Bündchen gesetzten Tüllstreifen in entsprechender Anordnung oder durch denselben Streifen als Aufschlag eines weiten Ballon-Unterärmels geschieht.

Für den täglichen Gebrauch im Hause, namentlich im Winter, sind die Unterärmel von schwarzem Barége sehr zu empfehlen, bezüglichen Unterärmel von Häkel- und Filzarbeit in Wolle, am schönsten in grauer Schattirung, zu deren Anfertigung wir in nächster Nummer eine durch Abbildung erläuterte Anleitung geben werden. Sogar für wollene Krage hat, wie unsere vorige Nummer zeigt, die Modenindustrie gesorgt, und mit diesen möglichsten, auf Erparniß zielenden Erfindungen bewiesen, daß sie nicht immer der Verschwendung hulbigt.

[2605]

Veronika v. G.

### Eigenliebe.

Es ist von hoher Bedeutung für unser eignes und für Anderer Glück, ob wir es verstehen, lebenswürdig zu sein, oder nicht. Doch die Lebenswürdigkeit ist nicht stets allein Naturgabe, nicht stets das Ergebnis glücklicher Verhältnisse, sondern in den meisten Fällen eine Fähigkeit, die geübt werden muß.

Im geselligen Leben geben einzelne hervorragende gute Eigenschaften, die Abwesenheit grober Fehler, eine gewisse Fremdbillichkeit und Zugänglichkeit im Umgang schon Anspruch auf das Lob der Lebenswürdigkeit, doch der eigentliche Prüfstein wahrer weiblicher Lebenswürdigkeit ist nur das Haus, der Kreis der Familie. Der innige Wunsch, in diesem Kreise Allen zu gefallen zu leben, sich im schönsten Sinne „Allen angenehm zu machen,“ ist die Quelle wahrer Lebenswürdigkeit, der Lebenswürdigkeit, die aus dem Herzen stammt. Dieser Wunsch, sich angenehm zu machen, giebt dem Leben Reiz, und Bedeutung all unserm Thun, auch dem scheinbar unbedeutenden.

Die Welt lohnt Lebenswürdigkeit mit rasch vorübergehenden, schnell vergehenden Huldigungen, die Selbstentföherung im Familienkreise dagegen, welche allein lebenswürdig machen kann, belohnt sich durch die eigene innere, und die Zufriedenheit unserer Umgebungen.

Das Weib, dem es Ernst ist, das Leben Anderer durch Lebenswürdigkeit zu erweitern, muß vor Allem der Eigenliebe ent-

sagen, muß die Neigungen Derer, mit welchen die Verhältnisse es zusammenführen, studiren, in ihre Interessen eingehen, gern ihrem Vorgehen folgen, ihre Gefühle und Ansichten zu verstehen suchen.

Kleinliche Rechthaber: darf uns nie verleiten, unserer Meinung vor Allen Anerkennung verschaffen zu wollen; dieser Zug von Eigenliebe macht entweder sehr unliebenswürdig oder sehr lächerlich. In einem gebildeten weiblichen Herzen liegt ein Gefühl milder Gerechtigkeit, welches es sogar möglich ist, sich zu freuen, wenn Andre Recht haben.

Fern sei es von uns, jeden Widerspruch, auch den bescheidenen, im Gespräche zu vermeiden; wir würden dadurch der Unterhaltung allen Reiz nehmen. Der Austausch der Meinungen erfrischt den Geist, erweitert den Horizont und wirft den Funken neuer Ideen in Gemüther, welche ohne den belebenden Hauch eines anregenden Gesprächs in stagnirender Unthätigkeit versumpfen würden.

Leider giebt es Väter, Mütter und Vorgesetzte, welche es als einen Vorstoß gegen ihre Autorität ansehen, wenn jüngere Personen ihnen gegenüber eine Meinung äußern, die nicht die ihre ist, und so wenig eine solche Anstößt in unsere Zeit selbstständigen Denkens paßt, so ist sie doch bei älteren Personen, deren Wesen noch in der vergangenen Zeit wurzelt, allenfalls zu entschuldigen. Eine Frau jedoch, ein Mädchen, der ihre eigene Bildung und die Achtung und Liebe der Ahrigen am Herzen liegt, muß fremde Meinung ehren lernen, muß es lernen „Unrecht zu haben“, ohne den Mißmuth gekränkter Eigenliebe blicken zu lassen.

Eigenliebe und Ehrgeiz sind es vorzüglich, welche den Lebensweg des Mannes mit Dornen bestreuen, deren Saat oft genug im eigenen Herzen sproßt. Denn gerade der egoistische Mensch fühlt sich durch fremden Egoismus am meisten verletzt.

Der Mann wird durch seine Beziehung zur Außenwelt, durch seine gesellschaftliche und bürgerliche Stellung, durch seine Stellung in der Familie dahin geführt, sich, wenn nicht als Mittelpunkt der Schöpfung, doch als Mittelpunkt eines bedeutenden Kreises anzusehen, und ein gewisses Maas von Eigenliebe ist vom Wesen selbst des edeln Mannes nicht wohl zu trennen.

Des Weibes Lebensaufgabe aber ist die Liebe, welche alle Selbstsucht ausschließt. Es soll die Kraft seiner Liebe, nicht wie der Geizige seinen Schatz, verschließen, bis zu einer Gelegenheit, die ihm würdig dünkt, ihn ans Licht zu bringen; möglich, daß eine solche Gelegenheit sich nie fände — und schade dann um den vergrabenen Schatz! Die Liebe im Herzen des Weibes muß ihre Strahlen ausgießen so weit ihr Wirkungskreis reicht, muß sich erwärmend und belebend fühlbar machen auch dann, wenn ihr Schaffen nicht bemerkt wird.

Und wo im Familienkreise eine wirkliche Zuneigung unmöglich ist, muß die Gattin, die Schwester, die Tochter dieses Gefühl durch den innigen Wunsch zu ersetzen suchen, alle Glieder ihres Kreises zu beglücken, so weit es in ihren Kräften steht.

Nichts ist so geeignet, die Selbstsucht aus dem Herzen eines Weibes zu verbannen, als das Familienleben, welches in dieser Beziehung, wie in mancher andern, die beste Bildungsschule für den weiblichen Charakter ist.

Die Sorge für liebe Angehörige bewahrt vor selbstlichem Abschließen von fremden Interessen und erhält die Seele offen für Anderer Leid und Freude.

Eigenliebe ist allerdings in der menschlichen Natur begründet, und geht ganz nur in der Mutterliebe unter. Von einem guten Herzen und gebildeten Geiste gezeitigt, ist sie kaum ein Fehler zu nennen, doch daß sie kein Fehler werde, bedarf es unserer steten Wachsamkeit. Das beste Mittel, diesen Feind unfreier besserer Jäh zu bekämpfen, ist, seinen Lockungen nie, auch nicht bei gerinigen Veranlassungen nachzugeben.

Wie Menschenliebe die Basis der edelsten Tugenden, ist Eigenliebe die der häßlichsten, niedrigsten Laster; in ihrer höchsten Ausbildung sogar zum Verbrechen führend, macht sie in ihren geringeren Graden sich durch unangenehme Fehler bemerkbar.

Wenn es uns Ernst ist, erheiternd und beglückend in das Leben der Unrigen oder Fremder einzugreifen, so müssen wir wachen, daß die Eigenliebe in uns nicht mächtig werde — doch das ist nicht so leicht als es dem redlichen Willen oft scheinen mag.

In jedes Menschen Seele liegt das Bedürfnis des Glückes. „Wie“, werdet Ihr fragen, „wie ist es möglich, glücklich zu sein, wenn ich mich ganz aufgeben soll, täglich und stündlich jeden Wunsch dem Anderer unterordnen?“ Eben nur dadurch, daß wir lernen im Glück Anderer das eigene zu finden.

Vernunft und Beobachtung zeigen uns, daß es kein Glück giebt für den Egoisten, der in dem Verkehr mit Andern alle Vortheile aus geschäftlichen Verbindungen zieht, ohne sein Dasein für Jemanden nützlich und segensreich zu machen.

Früher oder später rächt sich die Gesellschaft und das eigne Gewissen an dem Undankbaren, welcher nur empfangt und niemals gab. Was für die weiten Kreise der bürgerlichen Gesellschaft gilt, gilt auch für die kleineren des häuslichen Lebens. Was dort recht oder unrecht ist, ist es auch hier, und ungestraft darf Niemand das Gesetz überschreiten, welches den Einzelnen verpflichtet, der Wohlfahrt Anderer seinen Tribut zu zollen.

Die Eigenliebe oder Selbstsucht zeigt sich uns in tausend verschiedenen Gestalten, doch diese lassen sich in zwei Hauptklassen theilen, welchen die zahllosen Mitankörungen dieser häufigsten menschlichen Schwäche mehr oder weniger angehören. Ich bezeichne sie mit den Namen: Tyrantische Selbstsucht und isolirende Selbstsucht. Die erste entspringt aus sinnloser Eigenliebe, welche verlangt, daß Alles sich ihr beugt. Die von dieser Selbstsucht beherrscht sind, betrachten sich als Mittelpunkt des Alls, fordern stets, ohne jemals etwas für Andere zu thun, und sehen in Niemand auf der Welt ihres Gleichen. Despoten in ihrem Hause, ungeschicklich gegen die, welche ihre Freunde heißen, sprechen diese Menschen allen Begriffen von sanfteren Pflichten und höherem Rechte Hohn, machen sich verhaßt bei ihren Untergebenen, gefährdet von ihren Angehörigen, lächerlich bei Denen, welche außer den Grenzen ihrer Macht stehen, und werden endlich gelohet von Allen, die ihren Charakter kennen zu lernen Gelegenheit hatten.

Die isolirende Selbstsucht äußert sich durch vollkommene Gleichgültigkeit gegen Alles, was außer dem eignen Ich liegt. Menschen, denen diese Art der Selbstsucht inne-

wohnt, streben nur dahin, sich möglichst abzusondern. Sie sind gerechter gegen Andere, als die Selbststichtigen der ersten Art, und wenn sie nicht aufgelegt sind, für Andere etwas zu thun, so fordern sie dagegen auch Nichts. Doch diese Mäßigkeit ist bei ihnen nicht Princip, sondern Folge ihres Charakters. Sie würden sich ebenso genirt fühlen durch die Dienste, die Andere ihnen erweisen, als durch die, welche sie Andern erweisen müßten. Sie sind allein und wollen allein sein. — Ihre Gefühle, ihre Interessen stehen außer Verbindung mit denen ihrer Nebenmenschen, und da sie weder Liebe noch Rücksicht bedürfen noch fordern, so fühlen sie sich auch nicht berufen, sie Andern zu Theil werden zu lassen.

Da sie stets gewohnt sind, von ihrer Handlungsweise nur sich selbst Rechenschaft zu geben, so bleiben sie in gänzlicher Unkenntniß der Folgen, welche ihr Thun für Andre haben kann, und verursachen so, ohne bösen Willen, oft Schmerz und unheilbaren Kummer.

Es giebt Menschen, die, ohne böse oder verderbt zu sein, so in Selbstsucht verhärtet sind durch die Gewohnheit, nur in und für sich zu leben, daß neben ihnen einem Mitmenschen das fürchterlichste Unglück widerfahren könnte, ohne daß sie ein Wort zur Verhütung desselben sprächen, selbst wenn diese in ihre Macht gegeben wäre.

Sie wissen nicht, daß sie Barbaren sind, und würden schauern, könnten sie ihre Handlungsweise im wahren Lichte sehen, doch ihre gegen jede Bewegung wie hinter Festungsmauern verpallisabarte Seele hat die Fähigkeit verloren, das zu sehen, was sie so zu sagen „nichts angeht.“ „Ich will, darum muß es geschehn!“ und: „Es geht mich Nichts an!“ Diese Wahlsprüche der Selbstsucht oder Eigenliebe dürfen nie die unsrigen sein, wenn wir unsern weiblichen Beruf im häuslichen Kreise und den weitem als Glied der großen Kette der Menschheit erfüllen wollen. Niemandem ein Leid thun, ist gut, doch Vielen wohlthun, ist besser, ja ein eim Wesen nur durch Liebe und Sorgfalt das Leben erheitern und verfrühen, ist unendlich befriedigender als das stolze Bewußtsein, von Vielen gefürchtet oder von Allen unabhängig zu sein. [2617]

## Vater und Tochter.

Novelle.

1.

Es war große diplomatische Soirée beim Marquis Abbesmar von Piébourg, französischem Geschäftsträger am Hofe zu St. Alles was die Stadt an Notabilitäten besaß, war hier versammelt, dazu eine Menge angesehener Fremder, ja sogar der königliche Hof hatte sich fast gänzlich in die Salons des Marquis überfiedelt, und man wußte, daß auch Seine Majestät der König das Fest mit seiner Gegenwart beehren werde.

Der französische Minister hatte sich angelegen sein lassen, als würdiger Vertreter seines Landes einen Lurus zu entfalten, welcher mitten im Winter einen Frühling voll Blüten und Glanz hervorzauberte. Leppige Schlingpflanzen kletterten an den mit vergolbetem Gitterwerk bekleideten Wänden hinauf, und schauten mit ihren dunkelblauen Blumenaugen in das märchenhafte Gewühl unten; die schlanke Waldrebe neigte ihre weißen Blüten aus dunklen Blättern hernieder, diese Blüten, die so durchsichtig zart schimmerten, als habe Eisenhand das goldene Spalier mit Spitzenschmuck bekleidet.

An diese, mit lebendigem Grün tapezierten Wände schloß sich die schöne Täuschung ergänzend, der von Pariser Künstlern gemalte Plafond, welcher den blauen Himmel, mit weißen Wölken geschmückt, darstellte; glänzend gefiederte Vögel, von des Malers Hand in den künstlichen Aether gebannt, und schlanke Palmen, deren Kronen die Kunst des Decorateurs als Träger ganzer Flammengarben benutzte, verfehten die Anwesenden in südlichere Zonen. Die Fenster waren verdeckt durch Vorhänge, auf die der Pinsel des Malers weite Perspektiven, Landschaften in täuschender Ferne hingezaubert, deren dämmern der Horizont den Saal zum Mittelpunkt eines unabhsehbaren Gefilbes machte.

In diesem Zauberpalaste drängte sich eine strahlende, wogende Menge von Herren in goldglänzenden Uniformen, mit ordentlichem Brust; auf den reichen Gewändern der Damen funkelte der Regen der Diamanten; es war ein Wettkampf des Lurus, wie er hier noch nie gesehen worden. Der Ball des Marquis von Piébourg war das vornehmste Ereigniß der Saison, zwei Monate vorher schon war von nichts Anderem die Rede, und die Vorbereitungen wurden mit großem Ernste und aller Singsingung getroffen, denn der deutsche Adel, der stolze von allen, hatte beschloffen, auf diesem Ball sich im vollsten Glanze zu zeigen.

Der ersuchte Abend war herangekommen, und hatte im Hotel des französischen Gesandten den ausgewähltesten Kreis bedeutender Männer, edler, reizender Frauen versammelt, doch die Herrin des Hauses, die Marquise von Piébourg, überstrahlte Alle. Mit der majestätischen Würde einer Königin vereinigte sie die unnahahmliche Grazie einer Pariserin und die anmuthige Feinheit des Wesens, wodurch die Französinen sich so vortheilhaft auszeichnen.

Schon die geschmackvolle Toilette im Verein mit ihren natürlichen Vorzügen hatte hingereicht, Frau von Piébourg unter den anwesenden Damen den ersten Preis der Ammuth zuzuwenden, doch die wirklich hohe Schönheit ihres Gesichtes vollendete noch den Sieg über ihre deutschen Gäste. Reiches schwarzes Haar legte sich in glänzenden Scheiteln um den herrlich geforneten Kopf. Sie hatte die hohe ausdrucksvolle Stirn, die gerade Nase, welche man auf antiken Medaillons sieht, einen kleinen Mund mit rosigen Lippen und doch erntem Ausdruck, in dem weichen, runden Kinn lächelte ein Grilbchen, und die großen schwarzen Augen strahlten geheimnißvollen Zauber aus durch den Schleier dunkler Wimpern, welche befeuchtend das südlische Feuer der Blicke verhüllten. Um den klassischen Typus dieser Schönheit noch mehr zu heben, trug ihre Haut jenen mattbleichen und doch so warmen Farbenton, welchen Raphael seinen schönsten Madonnen verliehen, und dennoch hätte ein aufmerksamer Beobachter unter dieser ideal schönen Maske, namentlich im Blick des schwarzen Auges, um

die feinen festgeschlossenen Lippen einen Ausdruck von Stolz, ja von Härte zu den können, welcher den Reiz des holden Gesichtes verdunkelte.

Augen scheinlich war die Marquise von Piébourg sich ihrer Vorzüge vollkommen bewußt, und verstand sie geltend zu machen. Sie wußte, daß sie die Königin des Balles sei, und gefiel sich in dieser Rolle. Die bewundernden Blicke der Männer, die lüthrenden der Damen, ihre Bemerkungen, deren Inhalt sie aus den Bewegungen der Lippen errieth, waren für sie Weichrauch, dessen Duft ihr eitles Herz gierig schlürfte.

Von dem Marquis von Piébourg läßt sich nichts weiter sagen, als daß er ein Edelmann von reinem Geblüt, unbedeutend von Gestalt und Charakter, und vor sein er Vermählung sehr arm war.

Um 11 Uhr erschien Seine königliche Majestät unter den Gästen. Die Anwesenheit des Souverains war sowohl für den Gesandten selbst, als für das Land, welches er repräsentirte, eine sehr hohe Auszeichnung. Herr und Frau von Piébourg gingen dem hohen Gast entgegen, ihren Dank aussprechend für die ihnen zu Theil werdende Ehre, welche Worte der König durch eine huldvolle Antwort erwiderte, und darauf seine Aufmerksamkeit gänzlich der schönen Wirthin zuwandte. Mit ritterlicher Galanterie bot er ihr den Arm und durchschritt mit ihr den Saal, während die Freude triumphirender Eitelkeit die Wangen der ehrwürdigen Frau mit höherem Roth malte, und ihr Blick siegestrahlend über die Schaar der Gäste glitt, welche dem hohen Ankömmling ehrerbietig Platz machten.

Man hatte nur die Ankunft des Königs erwartet, um den Tanz zu beginnen; die Musik erschallte jetzt mit einladenden Klängen und Se. Majestät eröffnete den Ball mit der Geandtin.

Während der letzten Takte der Quadrille drang ein befremdendes Geräusch aus dem Vorzimmer, das in den ersten Saal führte. Mehrere Stimmen schienen im Streit begriffen, man stampfte mit den Füßen; es war, als begehre Jemand mit Gewalt Einlaß. Dieses Zwischenpiel erregte die Aufmerksamkeit der Anwesenden; wie auf ein verabredetes Zeichen trat plötzlich tiefe Stille ein, denn Jeder lauschte mit erklärlicher Neugierde auf den Ausgang dieser räthselhaften Scene. Auf einen Wink seiner Gemahlin eilte der Gesandte dem Zimmer zu, woher der Lärm sich vernehmen ließ, doch ehe er noch die Thür erreicht, lärtten alle Zweifel sich auf. Die Thür flog weit auf und mit komischer Gravitität melbete ein Lakai: „Herr Dubois!“

Dieser Name, in den Glanz dieses aristokratischen Festes geworfen, wirkte wie ein Mithon in einem Concert; Jeder blickte seinen Nachbar verwundert an, doch als die Persönlichkeit des Angemeldeten erschien, konnte der Ausbruch der Heiterkeit nur durch die Gegenwart des Königs zurückgehalten werden.

Man denke sich einen stämmigen, corpulenten Mann von ungefähr 50 Jahren, mit gemeinen Manieren und einem Gang, dem man es augenblicklich anfaß, daß er einen Salon, wie diesen, zum erstenmal in seinem Leben betrete. Er trug einen langen Ueberrock von schwarzgrünem Tuch, schwarz halbseidene Handschuhe, eine roth und blau carrirte wollene Weste, große, zerbe Stiefeln und hielt in der Hand einen breitkrämpigen grauen Hut. Die Pracht des Saales, der Glanz der Toiletten, das Feuer der Diamanten, die ganze strahlende und duftende Ballatmosphäre verblendete ihn anfangs vollständig, und es währte einige Zeit, ehe der komische Ausdruck der Ueberaschung aus seinem guten, ehrlichen Gesicht schwand. Endlich, nachdem er von dem ersten Erstaunen sich erholt, trat er mit linkscher Bescheidenheit den einzelnen Gruppen näher, grüßte rechts und links, und bat, die Herrschaften möchten sich durch ihn in ihrem „Plaisir“ nicht stören lassen, sie möchten nur thun, als sei er gar nicht da. Vor dem König still stehend, bemerkte er ein Lächeln auf dessen Gesicht, und fühlte sich verpflichtet, diese Artigkeit mit einer gleichen zu vergelten, mit einem Lächeln, welches er mit aller ihm zu Gebote stehenden Vertraulichkeit und Herzlichkeit ausstattete.

Doch mitten in Erfüllung dieser Höflichkeitsschienen seine Blicke etwas zu suchen. Plötzlich strahlte sein Gesicht vor Freude, mit ungläublicher Hast stürzte er auf Frau von Piébourg zu, blieb vor ihr stehen, breitete die Arme weit aus wie in Erwartung, sie solle ihm entgegenfliegen; doch die seltsame Zögerung der Marquise bemerkend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Josephine, liebe Tochter, Du kennst mich nicht? Ich bin's, ich bin Dein Vater! Gib mir einen Kuß, mein Töchterchen!“

Der Ausdruck des alten Mannes verrieth eine so wahre Empfindung, eine so schmerzliche Täuschung, daß alle Die, welche die Worte gehört, das Lächeln vergaßen und sich in gespannter Erwartung einer Scene mit erhöhtem Interesse der Marquise und dem neuen Gast zuwandten.

Der König war gleichfalls näher getreten, und schien den aufrichtigsten Antheil an dem Vorgange zu nehmen.

Das Gesicht der Marquise bot in diesem Augenblicke ein seltsames Schauspiel dar. Ihre nächsten Nachbarinnen wollten schon bei der Annäherung des Herrn Dubois ein rasch wechselndes Erröthen und Erblassen bemerkt haben — sie schienen zu leiden unter der forschenden Beobachtung so vieler Blicke, welche sie noch vor wenigen Augenblicken triumphirend an sich zu fesseln gesucht. Als sie gewahrte, daß Herr Dubois sie suche und auf sie zuschreite, hatte sie in den dichten Kreis der Gäste zu flüchten versucht, doch vergebens; mit grausamer Verehrlichkeit lüchelte sich das Gebränge, wohin sie schritt, und als ihr liebender, argloser Feind sie erblickt, ihr die Arme öffnete, sie „Tochter“ nannte, stand sie eine Weile regungslos da, und nur die ibtliche Blässe ihrer Wangen und Lippen, der irre Ausdruck der Augen, das Zittern ihrer Gestalt verrieth, daß ein furchtbarer Kampf in ihrem Innern tobe.

Der Scene mußte indeß um jeden Preis ein Ende gemacht werden, denn die Spannung ward auf die Länge unerträglich. Es schien der Marquise, als höre sie die spottenden Stimmen der sie umringenden hochgeborenen Damen, als fühle sie einen Hagel beleidigender Blicke auf sich, die Tochter Dubois', niederregnen; und der König, der soeben noch mit ihr getanzt, er stand so nah, er sah sie so eigen an. . . .

Die Unerträglichkeit der Lage gab ihr endlich Kraft, sich ihr zu entreißen. — Ihr Blick gewann scheinbar die Ruhe wieder, um den Mund spielte ein erkünsteltes, sardonisches Lächeln, ihr Gesicht nahm einen Ausdruck von Munterkeit an, welche keineswegs in ihrem Herzen war, und sie sprach zu dem Mann,

der ihre Antwort mit sichtbarer Beklemmung erwartete: „Mein werther Herr Dubois, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und ohne Zweifel verschafft uns ein Irrthum von Ihrer Seite das Vergnügen Ihres Besuchs!“

Die mit kaltem, fast geringschätzendem Ton ausgesprochenen Worte schienen den alten Dubois niederzuschmettern. Er wollte sprechen, und konnte nur einzelne unverständliche Laute stammeln. „Sie verläugnet mich, sie verläugnet mich!“ murmelte er endlich mit schmerzlicher Stimme in sich hinein, dann ließ er seine Augen, in denen eine Thräne glänzte, über die Gesichter der Anwesenden gleiten, als suche er darin Zeichen des Mitleids an seinem Leid. Ueberall kalte Züge, verlegene Mienen, weiter Nichts. — Nun richtete er eine letzte, stumme, flehende Bitte an die Marquise, in den verzweifelnden Blick gefaßt, zu sehen er in den ihrigen zu sehen versuchte, aber keine Antwort kam ihm von dort zurück. Da beugte er traurig das Haupt, wie ein Mensch, den ein großes, unvorhergesehenes Unglück gänzlich niedergeworfen, und schritt aus dem Ballsaal, ohne sich ferner umzusehen.

Auf der StraÙe angelangt, blieb er stehen vor dem glänzenden Hause, aus dessen Fenstern ein Lichtmeer auf ihn herabfloß. Wie aus einem Traum emporsahrend, blieb er stehen, er hörte noch das rohe Gelächter der Lakaien, deren Spöttereien ihn hinaus geleitet; — sich aufrassend, erhob er den Arm gegen das Haus, dessen Herrin ihn verläugnet hatte, und rief mit grollender Stimme: „Undankbares Kind, Gott vergelte Dir das Böse, das Du mir zugefügt!“

Im Ballsaal hatte dieser Auftritt eine große Veränderung hervorgebracht, und die Stimmung, in welcher die Gäste den alten Mann scheiden sahen, glich nicht im Entferntesten der, die sein Eintritt hervorgerufen. Der König, augenscheinlich verlegt durch den Ausgang der Scene, verabschiedete sich mit einer Kälte von dem Gesandten und seiner Gemahlin, welche auffallend gegen die frühere huldvolle Freundlichkeit abfiel; die Salons wurden nach und nach leer. Die Damen, bisher durch die Marquise in Schatten gestellt, ließen sich die günstige Gelegenheit einer Revanche nicht entgehen. Der weibliche Instinkt sagte ihnen, daß der Verläugnete wirklich der Vater der Gesandtin sei. Sie hatte ihren Vater verläugnet! Was war natürlicher, als daß die vor ihr in ihrer Eitelkeit verletzten Frauen jetzt wie auf ein verabredetes Zeichen die Nähe einer Frau flohen, die gottlos, roh genug war, aus Eitelkeit die Kindespflicht zu verhöhnen, die Stimme des Blutes zu überläuten.

„Kein Zweifel,“ bemerkte Gräfin Z. — beim Hinausgehen zu ihrem Cavalier, „die Frau Marquise von Piébourg ist wirklich Du bois!“

„Allerdings!“ erwiderte ihr Begleiter. „Du bois dont on fait les marquises!“ (vom Holz, woraus die Marquisen gemacht werden) und lachend führte er seine Dame aus dem prunkenden Saal, dessen Eigenthümerin mit wankenden Schritten und verdunkelter Seele machinemäßig die letzten Pflichten der Höflichkeit gegen ihre Gäste erfüllte.

Um ein Uhr Morgens waren die Säle verödet, und die Musiker, welche man bis um sechs Uhr engagirt, waren froh, durch diesen unerwarteten Zufall so früh ihres Dienstes entlassen zu sein.

Dieser unwiderlegliche Beweis allgemeiner Mißbilligung ihres Benehmens stürzte die Marquise von der Höhe ihres Stolzes herab. Der unnatürliche Zwang, welchen die Verläugnung ihres Vaters ihr gefoht, hatte sie schon heftig erschüttert, die sehr bedeutungsvolle plötzliche Flucht der Gäste aus ihren Salons traf sie vollends in's Herz. Um zwei Uhr schon sehen wir die Unglückliche auf ihrem prächtigen Lager im Delirium des heftigsten Fiebers.

Der Fluch des gekränkten Vaters begann schon zu wirken.

## 2.

Das hitzige Fieber brachte die Marquise an den Rand des Grabes, und mehrere Tage zweifelte man an ihrer Rettung. Die wildesten Phantasien jagten unaufhörlich durch ihr Gehirn und kehrten wieder und immer wieder zu jener verhängnißvollen Ballscene zurück.

Endlich siegte die Jugendkraft über die Wuth der Krankheit, aber diese entfernte sich nicht, ohne tiefe Spuren ihres Daseins zurückzulassen. Josephine's sonst so blühende Schönheit war welk, ihr Geist matt und schwerfällig geworden. Ihr sonst so leuchtender Witz war erloschen, ihr Gedächtniß verschwunden. Jede Erinnerung an das Einst schien erloschen in ihr, nur die eine, die Erinnerung an ihre Demüthigung, stand mit der Klarheit der Gegenwart vor ihrer Seele. O, wer sie von diesem Gedanken hätte befreien können, den sie wie einen ewig schmerzenden Pfeil in ihrem eitlem, stolzen, bis in's Innerste verwundeten Herzen trug!

Die Rückkehr ihrer Gesundheit hatte nothwendig auch ihre Rückkehr in die Welt zur Folge, da die Stellung ihres Gatten sie nöthigte, Gesellschaften zu geben und die Zirkel des Hofes und der höheren Gesellschaft zu besuchen.

In den prunkenden, goldschimmernden Sälen, wo sie sonst sich wie in ihrem Elemente befunden, erwarteten sie jetzt nichts als Kränkungen, die durch keinen Triumph der Eitelkeit mehr verjüngt wurden.

Die Geschichte von Herrn Dubois war von Augenzeugen bis in die kleinsten Details berichtet, und nicht nur zum Stadtgespräch in St. geworden, sondern hatte sogar die Kunde durch das ganze Land gemacht, und ihre früheren Freunde in ihre Feinde verwandelt.

Niemand schenkte sich, ihr gegenüber die kränkelnden Anspielungen auszusprechen, und nur die Nachsichtigsten begnügten sich damit, ihre Geringschätzung der stolzen Frau durch ein eiskaltes Benehmen fühlen zu lassen.

In Frankreich, in Paris hätte dieser Vorfall vielleicht acht Tage hindurch die haute volée beschäftigt, und wäre dann vergessen worden; in Deutschland aber, dem Lande patriarchalischer Sitten und regen Familiengefühls, mußte diese Offenbarung ihres Charakters die Marquise auf immer in den Augen der Welt brandmarken.

Da die bedauernswerthe Frau von jedem Ball, von jeder Soirée mit frisch blutenden Wunden heimkehrte, so konnte es nicht anders sein, als daß der Aufenthalt in St. ihr endlich verhaßt wurde. Für ein Wesen, wie sie, dem das Leben in der großen Welt fast zur Lebensbedingung geworden, hatte die

Mißachtung der Welt ganz die Bedeutung des Todes, oder besser, des täglichen Sterbens, und nichts konnte ihr daher erwünschter kommen, als die Abberufung ihres Gemahls aus dieser Residenz, die in Folge der Revolution und des damit verbundenen Regierungswechsels stattfand.

Herr und Frau v. Piébourg wandten sich der französischen Hauptstadt zu, und die Vorstadt Saint-Germain ward nun das Terrain, auf dem Josephine ihr Leben als Witwe fortsetzte. Freilich bekleidete sie hier nicht den bedeutenden Rang, den die Stellung ihres Gatten ihr in St. gesichert, doch für diesen Verlust ward sie entschädigt durch das langersehnte Glück, fern von ihren Verächtern und Feinden frei athmen zu können.

Herr v. Piébourg dagegen fand sich durch das Pariser Leben keineswegs in dem Grade wie Josephine für den Verlust seiner Stellung entschädigt. Die Langeweile zehrte an ihm und trieb ihn, in Spekulationen und Würfelspiel Zerstreuung zu suchen. Doch diese Zerstreuungen, denen er sich mit der Unvorsichtigkeit eines Neulings in dieser Carrière ergeben, wurden die Ursache seines Ruins. Das bedeutende Vermögen seiner Gattin reichte nicht einmal hin, alle Zahlungen zu leisten, welche in Folge verunglückter Spekulationen von ihm gefordert wurden.

Außer der Vermögen seiner Frau besaß bekanntlich Herr v. Piébourg kein Vermögen. Was sollte er beginnen? Er entdeckte ihr seine verzweifelte Lage und beschwor sie, sich ihrem Vater zu Füßen zu werfen, und ihn um Hilfe anzusuchen, denn Dubois allein konnte das Unheil abwenden.

Frau v. Piébourg hörte ihrem Gemal in schweigender Befürzung zu — denn vor ihrem innern Augen tauchte die furchtbare Ballscene als rächendes Gespenst empor. „Des Vaters Gnade annehmen — des Vaters, den sie verläugnete? Unmöglich! Lieber Elend und Tod, als ein solcher Schritt.“

„Gut!“ erwiderte kalt der Marquis, nachdem er ihren Entschluß vernommen, „der Tod für mich, das Elend für Dich, und Erlosigkeit für unser Kind! Denn — der Tod ist unrettbar mein Theil!“ und mit diesen Worten entfernte er sich langsam.

Eine Stunde nachher dröhnte ein Schuß aus dem Zimmer des Herrn von Piébourg. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Seine Wittwe blieb mit einer kleinen fünfjährigen Tochter zurück, ohne Mittel zu ihrer Erziehung, sogar ohne die nothdürftigsten Mittel zu ihrer beiderseitigen Erhaltung, und — ohne Freunde.

In ihrer Noth wandte sie sich an die Verwandten ihres Gatten, doch diese, welche die Heirath des Marquis stets als eine Mesalliance betrachtet, empfingen sie mit Geringschätzung, und wiesen die Hilfesuchende zurück. Sie mußte sogar den Vorwurf hören, sie habe den Tod ihres Gatten verschuldet, indem sie sein Leben geopfert, um die Kasse ihres Vaters zu schonen. Josephine schlang diese Kränkungen hinunter, denn sich rechtfertigen konnte sie ja nicht, sie hätte sonst ihr Unrecht gegen den Vater bekennen müssen, und das wollte sie um keinen Preis.

Eine reiche Wittwe, Tante des Marquis von Piébourg, erbot sich, das Kind zu erziehen, doch unter der Bedingung, daß die Mutter alle Ansprüche an dasselbe aufgebe, und sich völlig von ihm trenne.

Dieser Verläugnung ihres Muttergefühls war die stolze Tochter, die einst ihren Vater kleinlicher Rücksichten wegen verläugnet, nicht fähig, und doch — hätte sie dem Kinde, wenn sie in die Trennung willigte, größere Liebe erwiesen, als da sie es an ihr verarmtes, verbüdetes Dasein fesselte, und ein Leben der Entbehrung ihm auferlegte.

Ihre ganze Seele empörte sich gegen diese für sie so grausame Gnade ihrer reichen Verwandtin — sie schlug sie aus, behielt ihr Kind bei sich, und beschloß, es durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Josephine verließ ihre glänzende Wohnung und bezog nicht weit davon eine Mansarde, nur mit dem nothdürftigsten Geräth versehen, denn Alles, was sie besaß, hatten die Gläubiger ihres Mannes in Beschlag genommen. Stolz und Mutterliebe lehrten die verwöhnte Hand arbeiten, aber dennoch konnte Josephine mit aller Anstrengung nicht so viel erwerben, um den Mangel von sich und ihrem Kinde fern zu halten, und der Gedanke des Selbstmordes klopfte zuweilen verführerisch an die Pforte des stolzen Herzens, welches allein noch die Sorge für ihr Kind im Leben festhielt.

Herr Dubois, der so schwer beleidigte Vater, war von Strasbourg, seiner Heimath, als er die Abberufung des Marquis erfahren, nach Paris übergesiedelt, hatte seine Tochter, sein einziges Kind, nicht aus den Augen gelassen — er hoffte von Tag zu Tag, sie werde kommen, sich reuig ihm zu Füßen werfen, und die Verzeihung erbitten, die sein Vaterherz ihr längst gewährt, und die er auszusprechen sich sehnte. Doch Josephine kam nicht. Täglich ging er vor ihrer Wohnung vorbei, in deren Nähe er die seine aufgeschlagen, zaghaft, als sei er der Uebelthäter, welcher um Vergebung zu bitten, und nicht als ob er sie zu ertheilen habe. Man sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen; gleichviel. — Doch eines Tages standen alle Fenster der Wohnung offen; vor der Thür des Hauses wurden Möbel aufgepackt, die er kannte, deren manches er seiner Tochter geschenkt — er wagte einen der dabei beschäftigten Aufseher zu fragen: „Wird der Marquis v. Piébourg Paris verlassen?“

„Der Herr Marquis hat noch eine weitere Reise gemacht — aus der Welt — erst Schulden gemacht, dann sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. — Die Gläubiger haben die Sachen verkaufen lassen.“

Dubois schien diese Antwort nur halb zu vernehmen; er wußte nun genug. Mit zitternden Knieen stieg er die Treppe hinauf in die von lärmendem geschäftlichen Verkehr belebte Wohnung seiner Tochter — er fragte nach der Frau Marquise von Piébourg — Niemand wußte ihm Bescheid zu geben, schon vor acht Tagen hatte sie die Wohnung verlassen; wohin sie gegangen, war augenblicklich nicht zu ermitteln. —

Der betrübte Vater verließ das Haus, gefoltert von banger Sorge und Selbstvorwürfen. In dem zärtlichen Vaterherzen des alten guten Mannes schwand die empfangene Beleidigung fast gänzlich und machte der qualenden Ueberzeugung Platz, er hätte sich seiner Tochter längst wieder nähern sollen. Er ahnte, seine Tochter sei unglücklich — Grund genug, sie schuldblos zu

finden. Die Liebe dieses braven Mannes hatte etwas von der Selbstlosigkeit der Mutterliebe.

Er stellte Nachforschungen bei den Behörden an, welche so schnell in demselben Ergebnis haben konnten. Täglich ging er die Straße, wo die Wohnung des Marquis gewesen, auf und ab, um doch vielleicht eine Spur von seiner Tochter oder von seiner Enkelin zu entdecken. Doch vergebens — Paris ist so groß — und wo — wo war sie zu finden — möglicherweise hatte sie die Hauptstadt verlassen. — Armer Vater!

So ging er abermals an einem kalten Dezembertage, einige Monat nach jener Katastrophe, den gewohnten Weg; sein Blick haftete nicht an den glänzenden Equipagen, den gepuderten Fußgängerinnen in kostbaren Pelzen und Federhüten, sondern suchte instinctmäßig in den schlüchtern und ärmlich übergehenden weiblichen Gestalten nach einer Ähnlichkeit. Er konnte sich seine Josephine nicht anders als arm denken, wenn sie noch unter den Lebenden weilte.

Oben wollte er um die Ecke biegen, um die Rue du Faubourg St. Honoré entlang zu gehen, als ein kleines Mädchen ihm den Weg vertrat mit der bescheidenen Bitte: „Guter Herr, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig, und Mama hat heute kein Brod!“

„Wer bist Du, Kleine?“ fragte Dubois, angezogen von der seltsam vornehmen Grazie der kleinen Bettlerin, welche die gerötheten Händchen in den weiten Ärmeln ihres dünnen schwarzseidenen Mäntelchens zu verbergen suchte; überhaupt trug die ganze Erscheinung des Kindes Spuren noch nicht ganz verblichener Eleganz, die es als den höheren Ständen angehörig bezeichneten. Die großen dunklen Augen, in dem mageren schmalen Gesichtchen noch größer erscheinend, blickten vertrauens- und erwartungsvoll zu dem alten Manne auf, als sie dessen Frage beantwortete:

„Ich bin Josephine!“  
Ein heftiges Zittern flog durch die Glieder Dubois', und sein suchendes Vaterherz stand fast still beim Gedanken der Möglichkeit, daß dieses Kind seine Enkelin sei. „Wer ist Deine Mutter?“ fragte er bebend. Diese für ein Kind seltsam gestellte Frage wußte die Kleine nicht anders zu beantworten als mit der Bemerkung:

„Auch Josephine!“  
„Hast Du keinen Vater?“  
„Papa ist todt!“  
„Wo wohnt Deine Mutter?“  
„Hier im Hofe, hoch, hoch oben — wir können sehr, sehr weit sehen — aber es ist kalt bei uns — Mama kann kein Holz kaufen. — Holz ist so theuer — und die gasigen Leute haben meiner Mama Alles weggenommen, mein schönstes Spielzeug auch — was könnt' ich mir auch nützen, Mama spielt ja doch nicht mit mir, die muß immer nähen, und andere Kinder besuchen mich auch nicht mehr wie sonst, als Papa noch bei uns war.“

„Wie hieß Dein Vater?“  
„Papa! Die Leute nannten ihn auch Herr Marquis“ ...  
„Niebourg?“ stammelte Dubois fast tonlos, und blickte das Kind mit zitternder Erwartung an.

An diesem war der Klang des väterlichen Namens spurlos vorübergegangen; nach Kinderart wußte sie über ihren Familiennamen keine Rechenschaft zu geben. „Gieb mir etwas zu essen, lieber Herr,“ bat sie nochmals „aber gleich, ich muß wieder fort zu meiner Mama“ —

„Führe mich zu ihr, Kind!“ sprach mit vor Erregung bebender Stimme der Greis, welcher ohne eigentliche Gewißheit (denn des kleinen Mädchens Aussagen konnten kaum eine solche geben), doch fest überzeugt war, die Mutter des Kindes sei seine Tochter, seine Josephine.

„Du giebst mir Nichts?“ fragte die kleine Hungerige.  
„Dir und Deiner Mutter Alles, was ihr wollt — führe mich nur zu ihr.“ war die hastige Antwort, während Dubois des Kindes Hand ergriff und in der Thür des großen Hauses verschwand.

3.

Josephine saß mit fieberglühenden Wangen in der kalten Dachkammer an dem einzigen Tisch, welchen dieselbe aufzuweisen hatte. Man konnte es ihrem Wesen ansehen, daß irgend ein gewaltiger Entschluß von ihrer Seele Besitz genommen, der sie gegen die Eindricke der Außenwelt unempfindlich mache. Sie fühlte nicht die schneidende Kälte, welche durch die schlecht verwahrten Fenster drang, sie bemerkte nicht, daß die Kleine nach vergeblichem Bitten um Brod sich entfernte; — die Näharbeit lag, von ihrem Schooß herabgefunken, am Boden, denn Josephine schrieb — wie sie meinte, ihren letzten Brief. Josephine schrieb — an ihren Vater.

Der Brief lautete:  
„Vater! — Wenn Du mir noch gestattest, Dich Vater zu nennen, so sende, indem Du diese Zeilen empfängst, meiner gefolterten, dann befreiten Seele Deine Vergebung in das Jenseits nach und — nimm Dich meines Kindes an; es ist unschuldig an dem Vergehen seiner Mutter. Ich habe Dich zu schwer beleidigt, um für mich Vergebung ersehen zu können; ich bin zu schwach, mein Kind zu ernähren, zu schwach, zu leben ohne dieses Kind, so thue ich denn das Einzige, was ich zu seinem Heile thun kann. Ich sterbe für mein Kind.“

Wenn Du diese Zeilen empfängst, eile es abzuholen — ich werde es, ehe ich meinen letzten Weg antrete, der Portiersfrau übergeben, Rue de Miroménil Nr. 5. Liebe meine kleine Josephine, sie ist fromm, und weichen Herzens wie Du, und soll, so hoffe ich zu Gott, gut machen, was Deine Josephine an Dir verbrochen.“

Der Brief war beendet, nach Straßburg an den Vater adressirt; Josephine zündete das Licht an, flegelte das verhängnisvolle Schreiben, und bemerkte erst jetzt, daß die Kleine verschwunden und die Thür halb offen sei. —

Schon wollte mütterliche Angst ihr Herz ergreifen, als die helle Stimme des Kindes zu ihr heraufschallte: „Noch höher, lieber Herr — es wird Dir nicht bei uns gefallen — wenn nur Mama nicht böse ist, Mama hat fremde Leute nicht gerne!“

Josephine öffnete die Thür der Kammer, der Kleinen entgegenzuweilen — doch eine ehrwürdige Greisengestalt trat ihr entgegen, schloß sie in die Arme und nannte sie Tochter, ehe noch die Schuld bewußte den von ihr einst so bitter verhöhten Namen: „Vater!“ stammeln konnte.

Es war mehr das Herz, als das Auge, welches Dubois in

ber zerrütteten, hingewekkten Gestalt seine einst so schöne Tochter erkennen ließ. Aber er erkannte sie.

Die Größe der Vaterliebe legte der so hart geprüften Tochter keine andere Sühne auf, als die unabwiesbare tiefe Scham und Reue über ihre einstige Verblendung, und um so tiefer war diese Reue, als der Vater sie nicht forderte, sondern durch doppelte Liebe die Wunden zu heilen suchte, die, so meinte er in seiner Demuth, sein Fluch ihrem Herzen, ihrem Leben geschlagen.

Der „gute Herr“ hielt Wort; er gab dem Kinde und der Mutter nicht nur zu essen, sondern „Alles, was sie haben wollten“ und schönes Spielzeug gab er der kleinen Josephine die Fülle, und es fanden sich auch wieder Gespielinnen, die sie besuchten, wenn auch nicht in Paris, sondern in Straßburg, wohin Herr Dubois mit seiner verwitweten Tochter und deren Kinde zurückkehrte.

Wenige Monate nur war es der Wiedergefundenen vergönnt, von den harten Prüfungen der letzten Zeit in ihres Vaters Hause auszurufen. Ihre Lebenskraft war in harten Kämpfen gebrochen, und schwand allmählig, um in einem friedlichen Tode ganz zu erlöschen. Josephine schied gern aus einer Welt, deren Eitelkeit einst ihr Herz so verhärtet, daß sie — nun, der Vater hatte ihr längst vergeben, aber sie selbst konnte die Verirrung sich nimmer vergehen. Doch die Folgen der Eitelkeit, des Hochmuthes kennend, hatte sie jeden Keim dieser Fehler im Herzen ihrer Tochter zu ersticken gesucht und die kleine Josephine von Niebourg ward dem guten alten Herrn Dubois eine liebende, tröstende Tochter. [2618]

Die Thiere als Wetterpropheten.

Heiteres Wetter ist zu erwarten:

1. Wenn die Nachtigall außer ihrer gewöhnlichen Zeit schlägt.
2. Wenn die Fledermäuse des Abends häufig umherflattern.
3. Wenn die Mücken nach Sonnenuntergang spielen.
4. Wenn die Lerchen oder Schwalben hoch fliegen.
5. Wenn die grünen Wasserfrösche des Abends in den Teichen viel quaken und im Gase über das Wasser steigen.
6. Wenn die Bienen spät nach Hause kommen.
7. Wenn die Seebögel das Ufer verlassen.
8. Wenn während des Regens die Gule nächtlich schreit.
9. Wenn der Wiedehopf sich hören läßt.
10. Wenn die Johanniswürmchen in der Nacht mehr als gewöhnlich leuchten.
11. Wenn die Spinnen in freier Luft ein neues Gewebe machen.
12. Wenn die Schafe noch des Abends munter herumspringen.
13. Wenn die Laubfrösche im Freien hoch sitzen und schreien.
14. Wenn die Nachtigallen und Lerchen recht fleißig singen.
15. Wenn Hornisse, Wespen und Johanniswürmchen Abends in großer Anzahl erscheinen.
16. Wenn Weihen, Reiher und Rohrdomeln hoch und mit lautem Geschrei fliegen.
17. Wenn die Kriehige nicht ruhen und viel schreien.
18. Wenn die Sperlinge tosen.
19. Wenn Habichte und Sperber des Morgens laut schreien.

Regenwetter vermuthet man:

1. Wenn das Vieh gegen Mittag nach Luft schnappt und mit offenen Nasenlöchern über sich riecht.
2. Wenn das Vieh die Weide verläßt und schnell unter Hecken und Büsche eilt.
3. Wenn die Kinder die Füße lecken und mühsam (brüllend) in den Stall eilen, — dann kommt ein Gewitter.
4. Wenn die Schafe sehr mühsig sind und sich mit den Hörnern und Köpfen stoßen.
5. Wenn die Esel und Maulthiere die Köpfe ungewöhnlich schütteln.
6. Wenn die Maulwürfe viele Haufen aufwerfen.
7. Wenn die Schweine sich unruhig zeigen.
8. Wenn die Haushähne zur ungewöhnlichen Zeit (besonders nach Sonnenuntergang) krähen.
9. Wenn die Hühner mit ihren Schnäbeln und Krallen ihr Gefieder streichen, traurig und pipig umhergehen.
10. Unhaltend ist der Regen, wenn die alten Hühner bei seinem Anfange nicht sogleich unter Dach treten, vorübergehend aber, wenn sie dies thun.
11. Wenn die Hühner, Tauben und andere Vögel sich im Sande baden oder im Staube wälzen.
12. Wenn die Hühner des Morgens ungern aus dem Hühnerhause kommen.
13. Wenn die Stachelfliegen in die Häuser kommen.
14. Wenn die Ameisen fleißig arbeiten.
15. Wenn die Bienen zeitig heimkehren und nicht weit fliegen.
16. Wenn die Regenwürmer hervorkriechen.
17. Wenn die Fische bei klarem Wetter sich nahe an der Oberfläche des Wassers aufhalten oder wohl gar hervorspringen.
18. Wenn die Ragen sich häufig lecken oder schlafend mit dem Hinterteile des Kopfes ausfliegen.
19. Wenn Gänse, Enten und andere Wasservögel sich mit großem Geschrei baden und untertauchen.
20. Wenn die Schwalben über der Erde und dem Wasser oder dicht an den Wänden fliegend und niedrig fliegen, — deutet nach Einigen auch auf frühen Winter.
21. Wenn die Pfauen des Nachts schreien.
22. Wenn der Igel in seinem Lager die Löcher zustopft.
23. Wenn die Ragen die Ohren mit den Pfoten streichen, — nahe Gewitter.
24. Wenn die Spinnen häufiger außerhalb ihres Gewebes herumkriechen.
25. Wenn die Mücken gegen Sonnenuntergang im Schattenspielen.
26. Wenn die Störche ihre Jungen im Neste zudecken.
27. Wenn sich die Tauben im Wasser baden. [2521]



Die Kuhpockenimpfung und ihre Vortheile.

Um die noch immer im Gange befindlichen irrigen Ansichten über die Schutzpockenimpfung zu berichtigen, hat die königl. belgische Akademie der Medizin das Gutachten einer dieserhalb bestellten Prüfungskommission veröffentlicht, welches folgende Sätze enthält: 1) Die schützende Kraft des Impfstoffes ist durch überwiegende Fälle erwiesen. 2) Nur selten wird die Empfänglichkeit für die Pockenkrankheit nicht vollständig beseitigt, doch reicht die Schutzkraft nicht über 7 bis 10 Jahre hinaus. 3) Allein selbst dann treten die natürlichen Pocken immer in quartärem Charakter auf und werden Varioliden genannt. 4) Auch die natürlichen Pocken kann der Mensch zweimal bekommen. 5) Die Lympe verliert an Kraft durch fortgesetzte Uebertragung von Arm zu Arm, weshalb es rathsam ist, die Lympe so oft wie möglich wirklichen Kuhpocken zu entnehmen. 6) Der von Röhren genommene Impfstoff erregt einen entschieden aufstretenden und langsamer, auch regelmäßiger verlaufenden Ausschlag als alte Lympe. 7) Das Fieber, welches die Kuhpocken begleitet, zeigt sich bei frischer Lympe stärker und ausgeprägter. Die Anzahl der Pusteln ist größer und es entstehen deren bei ursprünglicher Lympe selbst da, wo alte Lympe völlig erfolglos bleibt. 8) Bei wiederholter Impfung ist daher ganz besonders ursprüngliche Lympe zu empfehlen. 9) Die wiederholte Impfung ist darum zu empfehlen, weil keine Merkmale zu entdecken sind, ob die erste Impfung die Empfänglichkeit für diese Krankheit vollständig vertilgt hat. 10) Im Alter von 10 bis 15 Jahren ist die zweite Impfung dann am zweckmäßigsten vorzunehmen, wenn die erste im Alter von 1 bis 5 Jahren angewendet worden ist. 11) Bringt die wiederholte Impfung Pusteln hervor, so darf sich der Geimpfte für alle Folgezeit gesichert halten; außerdem muß der Versuch von Zeit zu Zeit erneuert werden. 12) Die Impfung der Kuhpocken hat keinen schädlichen Einfluß auf das Menschengeschlecht und befreit dasselbe nicht bloß von den echten Blattern, sondern auch von allen Krankheiten, welche diese nach sich ziehen. Die Meinung, daß die Kuhpockenimpfung zur Entartung des Menschengeschlechts beitrage, beruht auf Wahn.

Kohle als Färbungsmittel der Blumen.

Gepulverte Kohle, wenn sie oben auf die Erde der Töpfe gedeckt wird, dient dazu, die rothe Farbe der Blumen schöner und lebhafter zu machen, namentlich bei Rosen, Petunien etc.

Gipsgegenstände zu enkalkiren, d. h. hart und marmorähnlich zu machen.

Man wendet eine aus 2 Theilen Stearin, 2 Theilen venetianischer Seife, 1 Theil Pottasche und 20—30 Theilen Lauge zusammengesetzte Masse an; das Stearin und die Seife werden zerschritten, mit der kalten Lauge verjert und ungefahr 1/2 Stunde lang unter beständigem Umrühren gekocht. So oft die Masse steigt, wird etwas kalte Lauge hinzugegeben. Hierauf bringt man die Pottasche hinzu, die man zuvor mit etwas Regenwasser angefeuchtet hat und läßt sie einige Minuten mitkochen. Die bis zum Erfalten gerührte Masse wird endlich noch mit so viel kalter Lauge verjert, daß sie ganz dünnflüssig wird und ohne sich zu ziehen oder zu gerinnen vom Löffel abläuft. Vor dem Gebrauche muß diese Enkalkirung mehrere Tage bedeckt gestanden haben. Sie läßt sich Jahre lang aufbewahren. Die zu enkalkirenden Gipsachen werden mit der Masse so lange bestrichen, als der Gips diese einfaßt. Nach dem Trocknen stäubt man den enkalkirten Gegenstand mit Leder oder mit einer weichen Bürste ab.



Wohlfeiles Eingemachte.

Man nimmt Früchte, gleichviel welcher Art, Aepfel, Birnen und andere, welche nahe daran sind, zu verderben, schält sie, schneidet sie in Scheiben, nimmt die Kerne heraus, thut sie in einen Kessel mit Wasser nebst 1/4 Pfund Zucker auf das Pfund Früchte. Einige Scheiben rother Rüben, Melonenscheiben, welche zum Genießen nicht gut genug sind, sogar Kürbis- und Gurkenscheiben werden hinzugegeben nebst etwas Orangenschale. Das Ganze muß gebrüht durchkochen, wird dann in Töpfe gefüllt und in jeden Topf ein Löffel Branntwein gethan, wodurch das Eingemachte sich besser conservirt. Dieses einfache Compot ist in der Haushaltung sehr nützlich bei vielen Gelegenheiten, wo eingemachte feine Früchte oder Gelee zu kostbar sind.

Anßblättermomade.

Man läßt 2 Unzen rein abgewaschenes und 24 Stunden gewässertes Rindermark schmelzen, indem man das Gefäß, welches das Mark enthält, in ein Casserol mit kochendem Wasser setzt, und fügt noch eine gleiche Quantität Schmalz hinzu.

Wenn das Ganze flüssig ist, thut man eine Unze frischer, grob gehackter Nussblätter hinzu, läßt sie einige Zeit darin, bis das heiße Fett die Kraft der Nussblätter ausgezogen, drückt dann die Pomade durch ein reines Leinwandtuch, und füllt sie in Töpfe. Um trockenes Haar schmiegsam zu machen, ist diese Pomade sehr zu empfehlen.

**Achtseitiger Wäsch- oder Plättosen.**

Herr Macuab hat einen sehr nützlichen Ofen zum Erhitzen der Stähle für die Plättisen construiert, der übrigens auch zu vielen anderen Zwecken brauchbar ist. Dieser Ofen besteht aus einer hohlen achtseitigen Säule, welche der Feuerungsraum ist. Der darunter befindliche Raum bildet den Aschenfall und wird von vier Füßen ziemlich hoch über dem Fußboden getragen. Der Deckel des Feuerraums verengt sich nach oben pyramidal und hat ebenfalls acht Seiten wie der Feuerraum selbst; an seiner Spitze befindet sich ein rundes Loch, aus welchem die glühenden Gase des verbrennenden Materials entweichen. Inwendig sind in dem Ofen die gewöhnlichen Stützhalter für die Stähle angebracht und zwar können wegen der achtseitigen Form des Ofens auf einmal 16 Stähle ganz gleich heiß gemacht werden. Eine Thür dient dazu, um ab- und zuzulüften zu können, so daß es hierdurch unnötig wird, Löcher durch die einzelnen Seiten des Ofens zu bohren. Ein solcher Ofen ist außerordentlich vorthellhaft, indem er wenig Raum einnimmt, wenig Brennmaterial consumirt und dabei eine bedeutende und eine völlig gleichmäßige Hitze erzeugt.



Achtseitiger Wäsch- oder Plättosen.

**Walnüsse frisch zu erhalten.**

Will man Walnüsse in den grünen Schalen lange aufbewahren und frisch erhalten, so erreicht man diesen Zweck am besten, wenn man die Nüsse in Sand legt, den man mit Salzwasser angefeuchtet.



Das schönste Vorrecht großer Menschen ist, ihre Schwächen bekennen zu dürfen.

Um glücklich zu leben, muß man nie mit Bestimmtheit auf das rechnen, was man zu verdienen glaubt.

Im geselligen Leben ist es wohl erlaubt, ein wenig seine Vortheile geltend zu machen, doch sehr tadelnswerth, mit seinen Tugenden zu prahlen.

Geistreich sein, ist in der Welt stets ein großes Unrecht, und eine Gabe, die mehr Feinde als Freunde erwirbt.

Nichts wird im geselligen Leben so häufig begehrt als „Zuhören“, und nichts wird weniger gethan als „Zuhören“.

Die Artigkeit hat das Gute, das sie für nichts Anderes gelten will und doch die Stelle von etwas Besserem vertritt.

Der Muth des Mannes besteht darin, ein Joch abzuschütteln, der der Frau, es zu ertragen.

Es giebt Ereignisse in der Welt, die mehr als der Tod alle Bande zerreißen.

Die Wohlthaten der Armen sind unendlich höher zu schätzen als die der Reichen; denn jene entbehren durch das, was sie ihren ärmeren Brüdern mittheilen, das Nothwendige, die Reichen nur das Ueberflüssige.

Es ist eine süße innere Genugthuung, sich besser zu fühlen, als Andere uns glauben.

Den Verständigeren und Mächtigeren unter den Menschen liegen auch größere Verpflichtungen ob, als ihren weniger begabten Brüdern.

Das Unglück Derer, die einen schlechten Lebenswandel führten, liegt besonders darin, daß Niemand ihren Grundsätzen traut, und Jeder sich scheut, ihnen zur Umkehr sogar die Hand zu reichen.

Einmal begangenes Unrecht erlischt nie. Die Lücke, die es in unser reinem Bewußtsein gerissen, bleibt, und wird nie ausgefüllt, selbst nicht durch ein ganzes, der Tugend geweihtes Leben.

Madame Guizot.

Auflösung des Sylbenräthfels in Nr. 43.  
Geruch - rucklos.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 43.  
Trost - Rost - Ost.

Auflösung des Rebus in Nr. 43.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.



Sie ist nicht mehr! Mit dem Olymp versunken ist, die das erste Sylbenpaar benennt, Den Göttern nur, vom Duft des Nektar trunken, War ihrer Schönheit Sonnenblick vergönnt. Doch wer wird nach der Götter Freuden schmachten! Wir haben Nektar und Ambrosia! Wollt nur die dritte Sylbe recht betrachten, So - glaubet mir, so habt Ihr Weibes ja. Sie giebt noch mehr; giebt bei des Tages Hitze Ein schattig Dach und eine Ruhebänk, Und über Eurem dicht beschirmten Sitze Ein frei Concert von jubelndem Gesang. Ihr dankt der Säugling das noch kleine Bette, Das sein erblickend Leben schützend barg, Sie giebt Erfrischung, Haus und Lagerstätte, Dem Todten noch das letzte Bett, den Sarg. Nur wenn die dritte kräftig, schlank geblieben, Wird sie allein zum Ganzen tauglich sein; Wo Menschenarm zu schwach für Last und Mühn, Da muß es seinen stärkern Arm ihm leihn. Vermeinst Du, Leserin, es anzuwenden? Ich rathe, überlaß das Mäunerhänden?

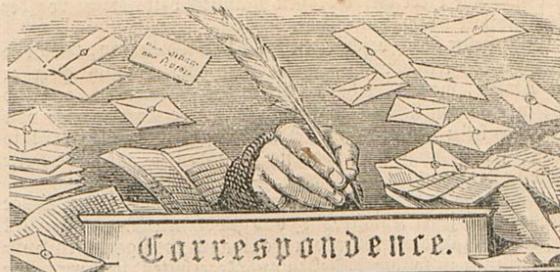
[2616]

Marie Garrer.

**Erster Rebus.**



**Zweiter Rebus.**



Frl. Ch. K. in G. Das Gewünschte ist besorgt.  
Frl. v. L. in H. Die nächste Nr. wird ein Dessein zu Herrenwesten bringen. Den Herren L. und H. Sie müssen bedenken, daß unsere Zeitung eine „Damen-Zeitung“ ist, und folglich zu berücksichtigen hat, was „den Damen“ gefällt. Wahrscheinlich aber befindet sich unter unseren 20,000 Abonnentinnen keine, die Violine spielt.  
An Frl. S. L. in R. Mit Recht haben Sie sich gewundert, daß (im Bazar Nr. 43) - jetzt - im Spätherbst ein Gedicht Aufnahme gefunden, wie das: „Der Tag ist laug“ betitelt. Durch ein von uns lebhaft bedauertes Versehen ist das arme Lied, welches, um verändert zu werden, durchaus des Sommergefühls der Leserrinnen bedarf, so sehr zur Unzeit in die Welt getreten.  
Es ist von menschlicher Imagination nicht zu verlangen, daß Sie die Stimmungen des Gedichtes jetzt nachschaffen sollen, doch wenn Sie wollen, schenken Sie dem armen Gedicht Ihr Mitleid; es ist in der That zu bedauern um Alles, was entweder zu früh oder zu spät, kurz, nicht zu rechter Zeit erscheint, und nicht am rechten Platz steht.  
Frl. Amarina Ravenhill in L. Ihre Zusendung ist uns sehr angenehm.  
An Frl. J. K. in O. Das geht sehr natürlich zu. Einige Geranium-Arten haben so bedeutende Härtheite, daß der Stiel wie eine Fackel brennt und dabei einen schönen kräftigen Geruch verbreitet.  
Frl. J. K. in O. Kurze Handhübe werden jetzt mit 2 Knöpfen, lange mit 4 Knöpfen geschlossen. Diese Knöpfe, entweder von Perlmutter oder Steinen, müssen bei feiner Toilette in Uebereinstimmung mit dem übrigen Schmuck stehen, und haben bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich die Form von Glöckchen. Zu den beliebtesten Verzierungen der Handhübe gehört auch ein schmaler, in der Farbe des Handschuhes gefärbter Nevers von Moiré, oder eine Guirüborte.  
Fr. C. Sch. in H. Wenn es möglich ist, werden wir Ihren Wunsch berücksichtigen.  
Fr. A. v. D. in G. Sie haben vielleicht den im Sommer erschienenen Nummern nicht Beachtung geschenkt, sonst müßten Sie grade das gefundene haben, was Sie wünschen. Nr. 24 enthält ein hübsches Kleid für ein kleines Mädchen, dessen Arrangement Ihnen auch bei Anfertigung eines Kleides für ein größeres Mädchen nützlich sein kann. In Nr. 28 finden Sie 2 Taillen, deren Schnitt sich auf dem Supplement derselben Nummer befindet, welches auch zugleich das Stickereidessein zu beiden Kleidern liefert. Allerdings kann man auch gestickte Kinderkleider à deux los garniren, doch ist die englische Stickerei nur insofern dazu geeignet, wenn man aus schmalen gestickten Kriuren an jeder Seite des Rockes einen leiterartig arrangirten Pyramidenbesatz bilden wollte. Glatte, auf den Stoff gearbeitete Pyramiden in englischer Stickerei würden nur auf farbigen Unterleide zur Geltung kommen, und dann wäre der Effect von zu zweifelhafter Eleganz, um die Mühe zu rechtfertigen. Wenn wir wieder Kindergarderobe bringen, was allerdings bald geschehen wird, so sind es Winterkleider und Mäntel.  
B. Th. Jagdtaschen in Tapissiererei sind sehr praktisch und dürfen wir deshalb nicht wagen, einem so großen, nur Wenigen brauchbarem Dessein bedeutenden Raum zu opfern. Eine gebäfelte Jagdtasche werden Sie bereits in voriger Nummer gefunden haben.  
An Fr. J. v. M. in L. Zur Gesellschafts- und Theater-toilette sind die Coiffuren aus Blumen, Bändern, Federn, Spigen u. s. w. stets noch Bedingung der Eleganz. Für jugendliche Damen ist die Aesilla-Form eine der bestbehaltenen, welche schon vergangenen Sommer in hoher Gunst stand. Man trägt die Aesilla (Neh) aus Ghennille oder Sammet geflochten, oder auch ganz von Posamentarbeit, häufig mit Perlen gefickt oder durchschlungen, und mit Franzen von Schmelz oder Perlen. Schmelz ist überhaupt noch sehr beliebt, und wird nach wie vor auch an Posamentirgarnituren zur Ausschmückung der Kleider verwandt.  
Eine Abonnentin aus P-m. Ein Mantelschnitt für Mädchen folgt in Nr. 48 - die nöthige Vergrößerung oder Verfeinerung derselben wird nicht schwierig sein. - In Betreff der Feinstverfertigung aus böhmischen Perlen können wir Ihnen nur vorläufig raten, ein einfaches Neh von milchweißen, oder kralmalweißen böhmischen Perlen zu schürzen, und dieses mit farbiger Seidenchnur an den Mähmen des Feinstverfertigers zu schlingen. Eine genaue Anweisung zur Ausführung des negativen Fond finden Sie in der Beschreibung des Lampentellers in Nr. 40 des Bazar. Wenden Sie zu den Regmalchen des äußeren Randes oder zu der Schlupferle jeder Regmalche eine andere Farbe in Perlen an, so haben Sie schon mehrere Variationen für diese Arbeit; complicirtere Muster werden wir später bringen. - Eine Spige in Häfelarbeit, zu Antimacassars, brachte Nr. 34 des Bazar; eine quer zu häfelnde Spige erscheint nächsten.  
An Frl. S. B. in O. Wenn Sie den Bournus zur Promenade im Spätherbst tragen wollen, so wählen Sie dazu keinen auffallenden, sondern nur dunklen, einfarbigen Stoff, entweder Tuch oder Sammet, da Gashmit zur Promenadetoilette jetzt nicht mehr wärmend genug. Der Bournus braucht nur wenig Verzierung; wenn Sie denselben ringsum mit passender Worte einfassen, und am Capuchon und an den Hüpfeln mit Troddeln versehen, ist er vollkommen den Ansprüchen der Mode genäß. Gestreifte, carrirte, chinirte Bournus in bunten Farben sind nur im Theater und in der Antichambre des Ballsaales gebräuchlich.  
An Fr. S. W. in M. Wenn der Wellenshittel Ihrem Gesicht besonders zusetzt, so können Sie ihn, ohne der Mode entgegen zu handeln, gestoft beibehalten. Das Haar wellenförmig zu tragen, ist noch immer modern, eben so wie die über Wollen arrangirten Scheitel. Die modernsten Coiffuren fordern zurückgestimmtes Haar, je nach Erforderniß der Gesichtszüge, der mehr oder minder vortretenden Stirn und der Fülle des Haarwuchses über Wollen frisirt, oder durch sich selbst gehalten.  
Fr. C. W. in L. Als ein wirksames Mittel gegen die verunstaltenden Warzen hat sich bei vielen Personen Bierbese bewiesen. Die Warzen werden mehrmals mit Bierbese bestrichen, welche man leicht eintröcknen läßt. Nach kurzer Zeit verschwinden die Auswüchse. Ob dieses Mittel indeß auf jeder Haut die nehmliche Wirkung übt, ist fraglich.  
An Fr. J. P. in H-n. Allerdings können Sie zur Trauer weiße mit schwarzem Garn langgestirte und gestickte Kragen und Mantelchen tragen, wenn es Ihnen nicht zu geistig erscheint. - Im Ganzen haben diese Trauer-Kragens und Aermel etwas Unangenehmliches, weshalb wir bisher unterliegen, auf dieselben aufmerksam zu machen. Denn das der mit schwarzen Knöpfen gestickte weiße Bique unabweisbar wird, ist ein großer Uebelstand.  
Hinsichtlich des Matirens der von Ihnen bezeichneten Röcke müssen wir mit „Nein“ antworten.  
M. B. in K. Wir können Ihre Frage hinsichtlich moderner Unterarmel nicht anders beantworten, als durch Hinweisung auf das, was wir bereits in fast jeder Nummer des Bazar geschrieben, und nur hinzufügen, daß zu einem solchen Kleide Züll-Kragen und Züll-Aermel angemessener sind, als Mull-Kragen und Mull-Aermel. In den Nummern 32 und 42 z. B. finden Sie Abbildungen und genaue Beschreibungen moderner Unterarmel, auf den dazu gehörigen Supplementen geeignete Stickereidessein, und in Nr. 28 eine sehr effectvolle Bordüre zum Aermelvolant, auf Züll, zu Puffenärmeln anwendbar. Diese Ausführungen jedoch nur beispielsweise, denn ein nur einigermaßen aufmerksames Durchblättern unserer Zeitung wird mehr als genügende Auskunft auf Ihre Fragen geben. Wir erlauben uns noch, Sie daran zu erinnern, daß, wie schon oft erwähnt, Band ein beliebter Schmuck eleganter Aermel ist.  
Fr. A. S. geb. C. in G. Supplement zu Nr. 48 bringt einen Taillen-Schnitt, und das nächste Supplement bringt dann Schnittmuster zu Winterhaussachen und Capoten.  
Fr. B. K. geb. H. in G. Anfang December!  
Frl. M. F. in B. bei S. Genügt das Dessein in Nr. 44? Ein Muster zu gebäfelten Morgenkieseln bringt Nr. 48 oder die nächstfolgende Nummer.  
Fr. M. W. in N. bei S. Es würde uns für jetzt zu viel Raum nehmen; wir müssen auf die Weihnachtszeit bedacht sein und die Toilette etwas bei Seite legen.  
Frl. M. v. B. in B. Wir gedenken der Ballzeit und werden viel Schönes mittheilen.